



Inhalt: Neujahrsgruß. Eine Träumerei von Elise Polko (mit Illustration von Professor Caspar Scheuren). — Die Dame ohne Herz. Kapitel I (mit Illustrationen von Simmler). — Erinnerungen. Von Caroline Bauer. I. — Nautilus. Gedicht von Emanuel Geibel (mit Illustration von W. Friedrich). — Die Waisen des Componisten (zur gleichnamigen Illustration von J. Emma von Schouly). — Die Burgfrau. Von George Hefelhel. — Gedichte. Von Hermann Lingg. — Unsere Markthalle. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaudereien. — Schach. — Nebus. — Correspondenz.



Eine Träumerei von Elise Polko.

Am Ramin, in dem kleinen reizenden Boudoir, saßen wir, meine schöne Freundin und ich, in leisem Geplauder. Dann und wann zuckten die Flammen auf und warfen einen hellen Schein auf die zierlich geschnittenen Sessel und die dunkelblaue Causeuse, auf den Schreibtisch mit seinen tausend Nüchternheiten, und auf die großen ernstern Blattspitzen am Fenster. Die blauen Gardinen waren herabgelassen, draußen hielten die Schneeflocken ihren lustigen Tanz.

Ich saß auf einem Tabouret neben ihr, unsere Hände lagen ineinander. Die große Berathung war vorüber. Es galt zum nächsten Feste eine Toilettenauswahl zu treffen. Vor uns standen allerlei Cartons, schimmernde Stoffe hingen über den Sesseln und bauschten sich auf dem weichen Teppich am Boden. Ueber die Venus von Milo, dort auf der Säule in der Ecke, war eine Scharpe geworfen; die Gladiatoren unterm Spiegel trugen einen Ballfranz, die Statue Vater Bach's verschwand in einer Wolke von Spitzen à la Duchesse, und Ritschel's Schiller und Goethe hatten sich unter eine Beduine versteckt. Wunderliche Namen trugen alle diese Beuheiten der Saison. Hier lag ein schwerer grauer Seidenstoff, seine Farbe nannte man condamnation, dort schimmerte duftiger Crêpe enfumé. Reizende Federn à l'incendie, ein flammend rothes Mantelset à la commune rainene, und wahre Kunstwerke von Rosen und anderen Blumen mit versengten und durchlöchernten Blättern — Paris brûlé... Welche Erinnerungen hatten sie nach gerufen, alle diese Dinge und Namen! Das heitere Geflüster war verstummt, wir hingen unseren Gedanken nach... Des letztverlebten Neujahrstages gedachten wir und unserer Angst und Sorge, unserer Thränen und Schmerzen um die Geliebten in Feindesland. Wir erinnerten uns, wie wir in jenen Zeiten der allgemeinen Noth und Angst nur dunkle Farben getragen. Weggeweht war die Freude an all jenen kleinen Dingen, mit denen wir uns sonst so gern beschäftigten, die wir als zu unserm Frauenleben gehörig zu betrachten gewohnt waren. Fest verschlossen war der Schrein mit dem kleinen Schatz von Spitzen und Schleifen, Bändern und Blumen. Kein glänzendes Armband wagte sich ans Tageslicht, kein schimmerndes Geschmeide; keine anderen Perlen hatten wir, als die Thränen der Liebe und Todesangst. Wie man im starren Winter, trotz aller Phantasie, keine grünen Bäume sich zu denken vermag und beim strömenden Regen keinen heitern Himmel, so lag auch uns die Vorstellung fern, daß jemals eine Toilettenfrage irgend welcher Art an uns herantreten könnte mit all der Wichtigkeit vergangener sorgloser Stunden. Vergessen hatten wir, daß in uns Allen, die wir so gern damals die schlichte Gretchenracht adoptirt hätten, unverwundbar auch ein Stückchen jener Gretchenatur steckt, die beim Anlegen des zierlichen Geschmeides vor dem Spiegel seufzt:

„Man schaut doch gleich ganz anders drein!“

Es war am Tage der Capitulationsnachricht, am 29. Januar, als ich, Thränen in den Augen und Jubel im Herzen, zum ersten Mal während des Krieges meinen Flügel wieder öffnete, und am Tage der gesegneten Friedensbotschaft besetzte meine Hand zuerst wieder eine blaue Schleife an der Brust.

„Und ich trug wieder Schmuck und ein Schleppkleid,“ beichtete lächelnd meine schöne Freundin.

Und dann kam die Hoffnung auf das Wiedersehen und der Wunsch, den geliebten Heimkehrer so anmüthig und reizend wie möglich entgegenzutreten. Vergessene und verjüngte Fragen und Sorgen drängten sich allmählig wieder in den Vordergrund, verlorene Schlüssel fanden sich, verborgene Schätze stiegen ans Licht, die Frauen legten ihre farblosen uni-

formen Trachten ab, Leben und Schattirung kam in das große Bild. Glichen die weiblichen Wesen vorher in ihrer Einsinnigkeit den Photographien, so erschienen sie nun wie zarte Aquarellen, bis dann allmählig die vollsten tiefsten Farbentöne überall in allen erdenklichen Abstufungen wieder auftauchten. Und in gewissem Maße muß es so sein, die Frau kann und darf nicht gleichgültig gegen ihre äußere Erscheinung werden, gegen den Reiz der Toilette im besten Sinne des Wortes, gegen die Grazie und Schönheit der Form. Damals, in jener Zeit des wieder erwachenden Interesses an dem Leben und Verkehr, war es, wo meine schöne Freundin mich zuerst aufmerksam machte, wie doch die Frauen mit all jenen verschiedenartigen kostbaren und geringen, feinen und — derben Stoffen, welche die Mode ihnen in die Hände spielt, selbst gar wohl zu vergleichen sein dürften. Und ich fand in der That, daß man Jede von uns ohne sonderliche Mühe in ihrer Eigenschaft, in eben dieser Weise classificiren könnte. Es gibt wirklich Frauengestalten, deren ganzes Sein dem stillen vornehmen Sammet gleicht, andere wieder repräsentiren den prächtigen Atlas in ihrem Wesen, glänzend und „kühl bis ans Herz hinan“, wieder andere die schwere oder — leichte Seide oder den weichen edlen Kaschmir, Geschöpfe schweben an uns vorüber wie aus Spitzen gewebt, reizende Schmetterlinge gaukeln daher vom Kaliber der Chambery-Gaze, Libellen von Darlatan, und dazwischen Frauenerscheinungen vom gewöhnlichsten Camelot, Mixed lustre, Water-proof und untergeordnetsten Stoffen.

Wir lachten damals viel über unser neues System und ließen gar manche bekannte Gestalt in der passenden Stoffumhüllung Revue passiren. Und heut wieder erinnerten wir uns daran, und auf die Crêpe-Wolke enfumé deutend, sagte meine Freundin: „Das ist doch ganz und gar Fräulein A! Noch gestern war sie bei mir mit der brennenden Frage, die ich hiermit aus vollem Herzen nachseufze: Was wird uns das neue Jahr bringen, was werden wir tragen — wer soll uns rathen?“

„Ich!“ rief hier eine silberhelle Stimme — und die kleine Uhr auf dem Ramin schlug eben Mitternacht. Wie Nebelschleier wogte und wallte es durch unser Boudoir, wie volles Mondlicht stutete es herein. Und eine reizende Gestalt löste sich aus dem zerfließenden Duft und schwebte vorüber. Lustige Gewänder umflossen den schlanken Leib. Die schönen Arme hoben ein Gewebe von Feenhänden, den Spitzenschleier einer glücklichen Braut, hoch empor. Und wie ein endloser Geisterzug drängte es sich ihr nach, bunte, leichte Wesen. Alle lächelnd, singend, nickend. Schöne Meerfrauen mit feuchten Säumen trugen Perlen und Korallen, ernsthafte Gnommen schleppten Gold und Geschmeide, erschente „Dotationen“, herbe; andere lugten schelmisch hervor aus den Falten prächtiger Stoffe. Ueberall schwirrten Elfen, Genien und Amoretten aller Art daher mit Fächern und Blumen, Kinderkleidchen und Häubchen, Hüten und Handschuhen, Kränzen und Bändern. Wie viele Frauenhände sich auch ausstrecken mochten nach all diesen Schätzen, alle wären wohl gefüllt worden, solch ein unerschöpflicher Reichthum war ja da, und ein Maler hätte sicher seine liebe Noth gehabt, wenn er's hätte so malen wollen, wie es vor unseren Augen vorüberzog, und wär's selbst ein Caspar Scheuren, der doch sonst mit Elfenputz, Genien und Amoretten Bescheid weiß, wie kaum irgend ein Anderer.

Das war also die Antwort auf jene „brennende Frage“ schöner Lippen um Mitternacht, und zugleich die Bescheerung des Jahres 1872 für den Toiletentisch der Frau. Der Name der holden Beratherin aber, die so grazios an uns vorüber schwebte, heißt: „Der Genius des guten Geschmacks!“

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

I. Kapitel.



Der Schraubendampfer „das Meteor“, welcher vom Ludwigsburger Hafen dem Ostseebade Möln die Passagiere zuführt, hatte eine zahlreiche, fröhliche Gesellschaft am Bord. Noch glitt er auf dem breiten Strom dahin, wo die wehende „frische Kühle“ am Juli-

nachmittag nur als Unnehmlichkeit gefühlt wurde. Alles war auf Deck, und weil die flachen Ufer des Blicks nicht lohnten, war die Unterhaltung der verschiedenen Gruppen, die sich zusammengefunden, um so lebhafter.

Nur Einer, ein bis ans Kinn in Schwarz gekleideter Herr, nahm an dem Hin und Her der Worte wie der Menschen keinen Anteil, sondern saß, der steinerne Gast im lustigen Gewühl, stumm und regungslos auf derselben Stelle, die er gewählt hatte, als das Schiff den Anker lichtete.

Er sah, indem er saß, alt und altersmüde aus. Das kurzgeschchnittene, ursprünglich schwarze Haar war stark ergraut, sein Gesicht eins von denen, welche sofort Eindruck machen, und welche man schwer vergißt. Einst sicherlich schön, war es jetzt fleischlos, wachsfarben, von zahllosen kleinen Runzeln und Fältchen durchfurcht. Aber die edlen Linien des Profils waren unentstellt.

„Er hat das Profil eines Cajanus,“ sagte die klassisch gebildete Gesellschaftsleiterin zu ihrer Baronin.

„Ich möchte wohl wissen, wer jener schweigsame Herr ist?“ gestand eine muntere Blondine ihrem Cavalier, der den Teller mit dem Glas Limonade hielt.

„Der Glückliche!“ flüsterte ein Zweiter, der dicht hinter der Schönen saß.

„Wie kann man so neugierig sein!“ sprach die Mutter. „Aber Mama, man will doch wissen, mit wem man in den nächsten vier Wochen verkehrt.“

„Wer sagt Dir denn, daß er in Möln bleibt?“

„Jedenfalls ist er für die Gesellschaft kein Gewinn,“ fiel Der mit der Limonade ein. „Ein unheimlicher Patron. Ich halte ihn für einen Jesuiten.“

„Und ich,“ meinte der Andere, „ich hielt ihn für einen Croupier, wenn in Möln nur eine Spielbank wäre.“

„Aber wie kann man —“

„Wechseln wir das Thema, Mama! Zu einem Disput ist er denn doch nicht interessant genug — Himmel!“

Die Blondine stieß einen Schrei aus, denn von der nahen See ließ der stärkere Wellengang sich spüren.

Als das Schiff ins Meer steuerte, wo Wind und Wogen es ziemlich unangst empfangen, erhob sich der Herr in Schwarz und ging, zwischen den bald sich lichternden Gruppen hindurch, mit dem sicheren Tritt eines alten Seefahrers, auf und nieder.

Es war, als rüttelte das Schwanen des Schiffes seine Lebensgeister auf. Er erschien plötzlich unruhig und ungeduldig.

Zuletzt bat er den Kapitän, die Kommandobrücke besteigen zu dürfen.

Die Küste kam bald wieder in Sicht. Eine weitgeschwungene Bucht, hohe, herrlich bewaldete Dünen.

In der Richtung des Schiffes sah man die Waldwände geöffnet und in ein welliges Thal. Dort zog sich eine Ortschaft mit recht stattlichen Häusern bis zum Strande hinab; die Kirche lag am höchsten.

„Möln,“ sagte der Kapitän zu dem Fremden.

„Und wo liegt Wittenhagen?“

„Wittenhagen? dort, auf der äußersten Spitze, wo die Düne steil ins Meer fällt. Sie sind der Erste, der nach dem Nestchen fragt.“

„Noch mehr, ich will nach dem Nestchen.“

Der Kapitän schmunzelte. „Viel Comfort werden Sie dort nicht finden.“

„Ich will heute noch hin. Wie lange hat man zu gehen?“

„Gute zwei Stunden. Der Weg am Strande ist der nächste. Aber ich rathe Ihnen dazu heute nicht. Wählen Sie lieber den windgeschützten durch den Wald.“

Der Blick des Fremden wanderte den Strand entlang, als ob er die Entfernung messe. Weiterhin von Möln bis zu der erwähnten Landspitze war die Küste einsam. Die dunkelgrünen Höhen drängten sich oft dicht bis an die Woge. Nur einmal noch theilten

sie sich ähnlich wie bei Möln, und in einer Art Waldesbucht erhob sich ein zinnengekröntes Schloß.

„Schloß Wiek,“ antwortete der Kapitän dem fragenden Blick. Die stahlgrauen Augen des Fremden erglänzten seltfam, als er den Namen nachsprach:

„Wiek.“

In demselben Augenblick ließ sich ein dumpfes Rollen vernehmen. Im Westen stand ein Gewitter.

„Das gibt eine artige Bö,“ sagte der Kapitän.

Aber sie waren am Ziel. Der Herr in Schwarz stieg als der Letzte aus dem letzten Boot. Sein Gepäck bestand in einem Mantelsack.

„Ins Hotel?“ fragte ein baarhäuptiger Junge, dem der Wind das Haar aus der Stirne strich.

„Nein, aber führe mich auf den Weg nach Wittenhagen.“

Der Knabe sah ihn mit erstaunten Augen an.

Das Fischerdorf Wittenhagen liegt auf hoher Düne, denn unten am Strand ist nicht Raum genug für Haus und Hof. Auf diesem sonst einsamen Strande tummelten sich jetzt Männer und Frauen, um die triefenden Röhre zu bergen. Die Gewitterbö hatte die Fischer heimgelagt; schon klatschten die Wogen tosend ans Land, wo der Sand aufwirbelte. Am düstern Horizont sah man eine Jacht auf und nieder schwanen und, nur noch mit dem Sturm-Stagegell steuernd, die offene See zu gewinnen suchten.

Die Leute am Ufer spähen nur selten nach dem windgebeugten Maste aus, aber droben auf der Düne in einem Häuschen, das dicht am Abhang steht, verfolgt ein Mädchen angstvoll den Kampf des armen Küstenfahrers.

Dies Mädchen im schlichten städtischen Kleid ist von seltener Schönheit. Der Kopf mit der Wucht lichtbrauner Flechten, die regelmäßigen Gesichtszüge erinnern an die Madonnen der Maler. Doch ist nichts Frauenhaftes in der Erscheinung. Helene Waldemar — so heißt das Mädchen — besitzt den ganzen Reiz der ersten Jugend. Ihre Wangen färben sich schnell, der untadelige Körper hat die Geschmeidigkeit einer Sylphe, die großen tiefblauen Augen strahlen, strahlen selbst jetzt, trotzdem erst Angst und nun Kummer ihren Blick umflort.

Kummer, denn da das sturmbedrängte Boot zuletzt in die schwarzen festen Wolkenmassen, welche am Horizont dem Meer zu entsteigen scheinen, verschwindet, wendet sich Helene vom Fenster in die Stube zurück — zum Schmerzenslager ihrer Mutter.

Das Krankenzimmer ist ein niedriges Gemach mit der ärmlichen Ausstattung des Hausbesizers, der Fischer ist wie fast alle Bewohner des Dorfes.

Fünf Jahre sind's, daß Helene's Mutter, an Leib und Seele gebrochen, nach Wittenhagen kam. Wenn sie an der See Genesung erwartet hatte, war's vergebliche Hoffnung; sie suchte dahin. Doch schien es vielmehr, als ob sie überhaupt nur Angesichts des Meeres zu sterben verlangte.

Arm und unglücklich — durch fremde und vielleicht auch durch eigene Schuld; völlig vereinsamt, Tage und Nächte lang schweigsam in Erinnerungen versunken, welche die Tochter nicht kennt und nicht kennen soll. . . . Wenn sie spricht, so ist's, um das Mädchen der Theilnahmlosigkeit zu zeigen, verräth aber Helene ihr innerstes Mitleid, weiß die Kranke dasselbe mürrisch zurück.

Die Unglückliche hat nur einen Trost: die Schönheit ihres Kindes! Wenn Helene an langen Winterabenden fesselt sich ein buntes Band in die Flechten schlingt oder übermüthig letztere löst, so daß ihr Haar wie ein Mantel sie umgibt, zuckt es über das gramgefurchte Gesicht der Mutter wie Triumph, eine ungesunde Gluth färbt die Wangen, leuchtet aus den Augen. Sie wird lebendig, wird beredet.

„Du gleichst mir, wie ich Deine Jugend hatte! So war ich! Schönheit ist ein köstliches Geschenk. Hüte es wohl! Schönheit erobert das Glück, wenn sie mit Klugheit gepaart ist. Sei klug! Denk immer an das Antlitz Deiner Mutter, das nur vom Unglück entstellt wurde!“

Und wenn Helene zugleich in Scham und heimlichem Stolz erröthend das Gesicht an der Brust der seltsamen Schmeichlerin zu bergen suchte und davon sprach, daß sie kein Glück begehre, als die Mutter wieder gesund und lebensfroh zu sehen, lächelte diese bitter und hatte keine andere Antwort, als „Thörin!“ oder „Mein Tod befreit Dich.“

Einst rief Helene, von den natürlichen Regungen des Herzens hingerissen, voll Unwillen: „Mutter, weißt Du denn nicht, daß Du Dich mit diesen entsetzlichen Worten gegen Gott und Dein Kind veründigst?“

Da starrte Frau Waldemar mit gläsernem Blick die Kühne an, als ob sie eine fremde Sprache gehört, die sie seit langer Zeit vergessen. „Ich hatte ein Herz,“ sagte sie dann, „und das war mein Unglück.“

So, in der dumpfen Schwüle des Krankenzimmers, wuchs Helene auf und entfaltete sich doch zur wunderschönen Blume, Dank der liebevolleren Mutter Natur, deren Hauch erquickend sie umfing, sobald sie aus der Hütte trat, das Meer zu Füßen und den Wald im Sprung erreichbar.

Ihre Seele! . . . Aber was ist denn die Seele? In der Jugendzeit Erinnerungen an gute oder böse Lehren und Beispiele. Dachte Helene aber an ihre Kindheit zurück — sie that es ungern — fiel ihr nur Trübes ein. In großer geräuschvoller Stadt ein untrautes Daheim — das schon halb verwischte Bild des Vaters, um so deutlicher dagegen sein ewiger Zwist mit der Mutter. — Im Vergleich mit jener Vergangenheit war das Leben in der ländlichen Einsamkeit köstlicher Gewinn.

Helene lernte nicht Mehr, als die Fischerkinder, und hatte bei der Pflege der Kranken noch freie Zeit genug, sich im Forst zu tummeln oder am Strand dem Wellenschlag zu lauschen, der ihre Sinne in Träume wiegte, welche aus den Rosenwölkchen am Horizont prächtige Schlösser baute.

Sie verkehrte mit Niemand. Die Leute im Dorfe hatten an die beiden einsamen Frauen längst sich gewöhnt; die Welt hinterm Walde blieb Helenen verschlossen — nur ihre Gedanken wagten sich heimlich dahin — Gedanken, die eben auch nur unbestimmte Träume waren. . . .

Ihr siebenzehnter Sommer war's. Er brachte ein Ereigniß. . . . Der Arzt aus Möln hatte die Kranke wieder einmal besucht. Nachdem er sich verabschiedet, begehrte Frau Waldemar zu schreiben — seit Jahren den ersten Brief. . . .

Helene's Herz pochte, als sie dem Boten den versiegelten Brief übergab.

Er war an ihren Vater gerichtet.

Von jenem Tage bemächtigte sich eine fieberhafte Ungebuld der Kranken. Sie enthüllte nicht, was sie bewegte, aber Helene ahnte es.

Das Mädchen sagte sich zitternd: Die nächsten Tage bringen eine Wandlung in dein Gesicht!

„Die armen Menschen!“ spricht Helene, indem sie vom Fenster zum Krankenlager tritt.

Frau Waldemar fährt erschreckt empor.

„Hörst Du Jemand?“

„Nein — wie sollt' ich auch bei diesem Sturm! Die armen Menschen!“

„Von wem sprichst Du?“

„Von den Schiffen, die heut am Meer sind.“

Die Kranke schüttelt ungeduldig den Kopf. „Das ist ihr Beruf — mit Wind und Wellen zu kämpfen — mit Wind und Wellen. — Habe doch lieber mit mir Mitleid! Ich kenne ein Meer, das fürchterlicher ist, als alle diese. . . schwarz und still — ich werde bald in diese See versinken. Meine Kräfte schwinden.“

Was ist Helenen der Angstschrei Sturmbedränger gegen den Seufzer der Mutter! Ob das Schiff, an dessen Gesicht sie eben so innigen Anteil nahm, am Felsen strande oder über der Tiefe vom Blitz getroffen werde, für Helene ist es schon versunken, vergessen. Sie läßt sich vorm Bett auf die Knie nieder und umschlingt besorgt ihre Mutter.

Aber diese löst sich von den Armen.

„Ich verwünsche den Sturm,“ sagt sie. . . . „Morgen, morgen ist vielleicht zu spät — ich verwünsche den Sturm.“

Ihre Finger gleiten gespenstisch auf der Decke hin und her. Helene wagt das Schweigen, in das die Mutter verfällt, nicht zu brechen.

Indeß wird es völlig dunkel im Gemach. Draußen heult der Wind und erschüttert das Haus vom Grunde.

Nach einer Weile erhebt sich das Mädchen und tritt ans Fenster.

Die Gewitterwolken, welche vom Westen nahen, entluden sich nicht; schwer und düster, dräuen sie nur in ihrem Dahinziehen und lassen dem Sturm allein die Stimme.

Das Mädchen kehrt — beklommen, ruhelos — zum Krankenpfühl zurück.

„Helene,“ sagt Frau Waldemar plötzlich. „Ich weiß, ich werde bald sterben.“

Das Mädchen schluchzt, aber die Mutter hört es nicht. Ihre Gedanken schweifen über das schwarze, geheimnißvolle Meer, wovon sie gesprochen, kehren aber dann wieder in die Gegenwart zurück, mit verdoppelter Ungebuld.

„Geh,“ beginnt sie, „geh vors Haus! sieh den Strandweg hinab, ob Du nicht Jemand kommen siehst.“

Das Häuschen, das die beiden Frauen bewohnen, ist das letzte, wenn man des Weges von Möln kommt; es liegt auf der äußersten Dünenpitze, und nur ein schmaler Rasenplatz trennt es vom Abhang. Längs des letzteren zieht sich ein Stück vom Zaun hin, der das bescheidene Grundstück umgibt. Dort hat man an lichtem Tag eine entzückende Aussicht. Zur Rechten dehnt sich die See ins Grenzenlose, zur Linken hat man die Waldesküste. Bei sehr klarer Luft kann man die weißen Häuserreihen Möln's schimmern sehen.

Kunstlos ausgegrabene Stufen führen zum Strand hinab. Wenn Helene aus der Thür tritt, faßt sie der ungestüme Wind, zerzauf ihr Haar und läßt das Tuch, das sie in der Eile sich umgeschlungen, flattern. Der wehende Sand trifft prickelnd ihr Gesicht.

Ihr erster scharfer Blick richtet sich aufs Meer. Fernab ist wogende Finsterniß unter wolkigem Himmel. Vom Hügelrande hinab sieht Helene die Wellenkämme zum Ufer rasen. Es heult und donnert, rauscht und zischt, fern und nah, überall. Die See ist furchtbar wie der Sturm, und der Sturm wie die See.

Beim fahlen Schein, welchen der Himmel über ihr bewahrt, sieht sie die Bäume schwanen, aber dort inmitten des Waldes leuchten gastlich die Fenster von Schloß Wiek.

Unwillkürlich späht der Blick des Mädchens nach diesen glänzenden Punkten. Dann hüllt sie sich fester ins Tuch und biegt um die Hütte in die Dorfstraße.

Da liegt Alles im Dunkel. Die Fischerleute sind solcher wilden Wiegenlieder gewohnt und schlafen heut wie immer ihren traumlosen Schlaf.

Helene schreit, so rasch sie es im Sande und unter den Windstößen vermag, die Strafe dahin. Sie kennt keine Furcht. Aber das Herz ist ihr schwer. Die Angst um die Mutter theilte ihr die Ungebuld der letzteren mit. Sie weiß, wer der Erwartete ist, und fragt sich, ob er kommen werde trotz Nacht und Sturm.

„Hörst Du nicht Jemand?“

„Vater!“ schreit sie als Antwort und erschrickt dann über sich und ist froh, daß der Wind sich auf ihre Stimme gestürzt und sie ersticht hat.

Sie schreitet weiter.

Ihr Vater! Ist er der Erwartete, und warum wünscht sie, daß er komme? Ihr graut vor ihm! Ach, dieser Drang ihm entgegen hat Nichts mit kindlicher Liebe zu thun. Warum soll sie ihn lieben? Liebt er sein Kind? Verließ er nicht die Mutter und sie, überließ sie der Armut und Sorge? Aber die Sterbende verlangt nach ihm. Die Sterbende! Wenn dieses wahr würde, wen hätte sie dann? was würde dann? Fort! fort! Vielleicht bannt Er den Tod zurück; vielleicht ist Veröhnung für die Mutter Genesung!

Da taucht plötzlich eine Gestalt vor Helenen auf und ruft sie an. . . .

Ja, er ist's. Sie hört den Vaternamen von seinen Lippen, weiß nicht, was sie ihm stammelnd erwidert, wendet sich den Weg zurück, hastig, als siehe sie vor ihm. . . . und er folgt ihr wie ihr Schatten. . . .

Aber letzterer, der eigene Schatten, wenn er auch auf einsamte Waldwege fiel, setzte sie niemals in Angst. Was sich jetzt an ihre Fersen heftet, ist unheimlich und treibt sie zur Hast. . . .

Der Schatten, der Helenen folgt, fiel schon voraus in die Hütte mit den hellen Fenstern.

Er verdüstert mehr und mehr das Gesicht der dort Harrenden.

Noth und Krankheit haben die einst gefeierte Schönheit der Frau Waldemar zerstört; der Wieberkehrende wird Nichts mehr davon in ihrem Antlitz finden, aber sie hat noch immer das leidenschaftliche Herz, das einst sein mächtigster Verbündeter gewesen, da er mit viel Besseren, als er, um die Schöne warb.

Dies Herz — oder sagen wir Temperament — sollte ihr

Alles erregen, Charakter und Religiosität. Doch weil diese eben unerzogen sind, fehlte Frau Waldemar sehr bald die Würde, welche die Frucht des Charakters, und der Trost, welche der Gewinn der wahren Frömmigkeit ist. So wurde sie zu der Unglücklichen, die jetzt auf dem Siechenbette den Gatten erwartet, nicht um sich in Liebe mit ihm zu versöhnen, sondern mit seinem Haß sich zu verbünden.

Die Aufregung der Kranken steigerte sich während Helene's Abwesenheit ins Unerträgliche. Ihr Zorn loderte auf, daß die Tochter nicht längst zurück sei, und dann wünschte sie wieder, daß Helene ginge, die Nacht hindurch und länger und so weit, bis sie ihn gefunden.

Wohl fallen ihr jetzt die vergangenen froheren Zeiten ein, sie denkt daran, wie sie einst an so manchem Abend mit wogender Brust dem Schritte eben dieses Mannes entgegen gelauscht. Doch kein Rühren erfasst sie; ihr Wimmern gilt nicht der Schuld, sondern nur dem traurigen Erfolg ihres Lebens.

Da vernimmt sie — trotz dem Sturm — Schritte im Flur. Helene kommt zurück und nicht allein! Die Kranke richtet sich mit plötzlich gewonnener Lebenskraft hoch in den Kissen auf, ihre Arme strecken sich aus, freilich nicht zum freundigen Empfang, sondern nur in der Freude, daß wenigstens ihr letzter Lebenswunsch befriedigt werde.

Die Thür öffnet sich — Helene stürzt mit wirrem Haar, glühendem Gesicht in die Stube, auf der Schwelle aber steht, den Hut in der Hand, zaudernd ein Fremder — ja wohl, ein ihr Fremdgevordener!

Wie Helene am Bett der Mutter halb ohnmächtig niedersinkt, weist diese mit einer kurzen gebieterischen Geberde auf die Thür der anstoßenden Gemächer und sagt nur mit eisigem Ton nichts, als „Geh!“

Helene wirft einen fragenden Blick auf die harte Frau, dann gehorcht sie, zwar mit schwerem Schritt, doch ohne sich umzusehen.

Wie Mann und Weib allein sind, faßt sich Jener — es ist der Herr in Schwarz — ein Herz, tritt rasch an das Krankenlager und versucht, indem er sein Knie beugt, die Hand — die einst so schöne Hand zu ergreifen.

Doch sie entzieht ihm dieselbe. „Keine Heuchelei,“ sagt sie kalt. „Ich habe Sie nicht dazu gerufen.“

Er richtet sich auf, und Beide betrachten sich eine Weile schweigend, Frau Waldemar mit unverjöhlichem, er mit scheuem Blick.

Wenn beim ersten Wiedersehen eine weiche bessere Regung in ihm war, so ist sie jetzt erloschen.

Seine Gattin bricht das Schweigen zuerst.

„Wenn ich Dich bat, nicht zu heucheln,“ sagt sie, „geschah's, weil Du an einem Sterbebette stehst.“

Noch einmal versucht er sie sanfter zu stimmen und flüstert Etwas von Hoffnung. — Sie will es nicht hören.

„Ich verlasse die Welt,“ fährt sie fort, „und habe keinen Grund, um sie zu klagen. Nur Eins bestimmet mich — das Schicksal meiner — unserer Tochter ... Ich will, daß sie glücklich werde, und weiß, wie sie das werden kann ... Du hast meinen Brief gelesen und, wie Dein Kommen beweist, meine Absichten und Pläne mit Helene gebilligt. Dafür bin ich Dir dankbar ... Nun rufe Helene.“

Er geht langsam durch das Gemach und sagt, die Thür der Nebenstube öffnend: „Helene!“

Das Mädchen erscheint. Ihre Aufregung ist ertödtet, oder sie weiß dieselbe zu beherrschen.

Frau Waldemar befiehlt ihr, näher zum Licht zu treten. Helene gehorcht; ihre Hand streicht das thaufeuichte Haar aus der Stirn, aber ihr Blick bleibt zu Boden geheset.

Wie sie nun, vom Schein der Lampe voll beleuchtet, dasteht, wandert das Auge der Mutter von ihr zu ihm.

acht Jahre sind verlossen, seit Waldemar sein Kind zum letzten Mal gesehen. In seiner Erinnerung lebte es immer als die schüchternste Kleine. Während seiner Abwesenheit hat sich das holdste Wunder vollzogen.

„Helene,“ nimmt die Mutter endlich das Wort. „Dieser Herr ist Dein Vater ... Du weißt, einem Vater muß man gehorchen“ — Er zuckt unter dem grimmiigen Hohn, womit sie das Wort Vater betont — „Du wirst's ... Gib ihm die Hand!“

Jetzt blickt Helene auf, und vor ihrem strahlenden Auge senkt sich das seinige.

Vater und Kind reichen sich schweigend die Hände. Will Helene die väterliche an die Lippen ziehen und küssen? Nein — sie vermag es nicht. Ahnt sie, daß Sehnsucht nach Weib und Kind ihn nicht zurückgeführt? Die dunkle Wolke um den Vater hat sich nicht gelichtet.

Ihre Hand beginnt leise zu zittern. Das Grauen befällt sie, das sie als Kind vor ihm empfand, er aber erinnert sich, daß er nach der Kleinen schlug, wenn sie scheu wie eine Kage vor ihm floh. Und eben diese schände Erinnerung gibt ihm die Herrschaft über sie, jetzt senkt sie die Wimpern. Er hält ihre Hand — an welche Abgründe wird er Helene führen!!

„Nun sag' mir Gutenacht und geh!“ spricht die Mutter. Das Mädchen beugt sich über die Kranke, haucht ihr einen Kuß auf die Stirn und begibt sich nach ihrer Kammer.

Frau Waldemar aber wendet sich, sobald Helene fort ist, mit triumphirender Miene zu ihrem Gemahl.

„Du bist überrascht, betroffen,“ spricht sie. „Nicht wahr? Helene ist schön. Sie ist schöner, als ich je gewesen.“

Er kann die glatte Zunge nicht ganz beherrschen und sagt der Kranken, Glenden mit einem höflichen Lächeln: „Wenn auch das nicht.“

„Still,“ unterbricht sie ihn verächtlich, „Helene ist schön, um Könige zu beherrschen, und, warum ich am meisten juble: Sie hat nicht das Herz, das thörichte Herz, das ich in ihrem Alter hatte!“

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

Von Karoline Bauer.

I.

In Dresden wurden die Werke der Gräfin Hahn-Hahn von der Damenwelt mit Enthusiasmus gelesen; aber auch viele Herren nahmen Partei für die Schöpfungen der Schriftstellerin,

den Sinn meiner theuern Collegin hat die Dichterin verwirrt?“

„Verwirrt — verwirrt?“ betonte sie stark, „ich bitte Sie, mir das deutlicher auseinander zu setzen.“

„Nicht gern, aber Sie müssen nicht die Augenbrauen so drohend zusammenziehen und mir Blicke zuwerfen, die mich zu durchbohren trachten.“

„Kinderei,“ bemühte sich Madame Devrient freudlicher zu sagen, doch es wollte nicht gelingen, „Kinderei ... Also?“

„Also: Haben Sie sich denn hinter Klostermauern von der Welt getrennt? Wären Sie mit Ihrem warm pulsirenden Herzen, dem innigster Liebe fähigen Gemüth im Stande, den edlen wahren Freund in Verzweiflung zu stürzen, um dann nutzloser Neugier hinzugeben? Den ersten Freund opferte Faustine dem zweiten zu Liebe auf und glaubt ihre Schuld zu sühnen, indem sie heilige Bande zerreißt! Faustine ist die selbstsüchtigste Bisherin, die je geschildert worden ist — Wilhelmine Schröder und Egoismus dagegen sind himmelweit von einander. Hat die ‚Hofdame‘ nun Ihnen Aufschluß gegeben? Will der liebliche Mund nicht durch Lächeln die Schmolzfalte verwischen?“

„Gut gesprochen,“ murmelte sie, „aber —“

„Um Alles in der Welt,“ rief ich mit Pathos, „Sie beabsichtigen doch nicht den Schleier zu nehmen, um wenigstens darin Faustinen zu gleichen?“

Da war der Bann gebrochen, sie lachte in ihrer herzigen Weise und bat mich, ihr das zornige Wort von vorhin zu verzeihen.

„Wenn Sie mir beichten,“ erwiderte ich, „von wem und wo Ihnen diese Dinge in den Kopf gesetzt worden sind!“

„Ach — in einem ästhetischen Damen-Thee — Verehrerinnen der Hahn-Hahn — die —“

Bei Frau von Bartenfeld,“ fiel ich ein.

„Ja!“

„Einem solchen Thee wohne ich morgen Abend bei — auch ich soll die Gräfin kennen lernen.“

„Dann hüten Sie sich,“ scherzte Madame Devrient, „man wird Sie sicher gleich mir — berücken! Adieu.“

„Ohne Sorgen! Adieu! Auf Wiedersehen mit vollem Verstand.“

Leider hatte ich nur eine kurze Probe zu bestehen, denn erst gegen neun Uhr, nach der Vorstellung des „Majorats-Erben“, konnte ich bei Frau von Bartenfeld erscheinen.

Ich fand die Damen sehr amirt, wahrscheinlich von der Anstrengung, in gewählten Phrasen sich zu überbieten.

„Weshalb so im Nuß?“ rief mir die liebenswürdige Wirthin entgegen.

„Um keine Minute zu verlieren, blieb ich in der Toilette der Hergensdame des Majorats-Erben.“

„Wie hübsch von Ihnen!“ Das heiße ich aufmerksam sein!“ schallte es aus Aller Mund, nur die Gräfin stimmte nicht ein. Nachdem sie uns einander vorgestellt, rückte mir Frau von Bartenfeld einen Stuhl neben die Gräfin Hahn-Hahn, und ich konnte die Gefeierte in nächster Nähe beobachten, bekritteln, auch bewundern, ich hatte mir vorgenommen, recht unparteiisch zu sein und mein Vorurtheil zu besiegen.

„Eine vortreffliche Darstellung, der Majorats-Erbe,“ begann Frau von Bülow, „so abgerundet! musterhaft!“

„Haben Sie das Stück der Prinzessin Amalie schon gesehen, Frau Gräfin?“ fragte Frau von Lüttichau.

„Ja, ich habe es gesehen,“ klang es kühl von der Hahn-Hahn Lippen, weiter Nichts.

Dies fand ich taktlos, denn selbst, wenn ich ihr darin mißfallen hatte, konnte sie vom Ensemble, von Emil Devrient sprechen.

Ich sagte — zur Revanche — keine Silbe von ihren Werken und erwiderte auf Frau von Bartenfeld's Frage, ob ich Faustine gelesen habe, auch nur ein kühles Ja!

Die Gräfin glich den Schönheiten, welche sie so gern schilderte. Die Gestalt war elegant, groß, schlank, beinahe hager; die Züge waren fein, regelmäßig, sie war vom zartesten Teint. Blonde Locken deckten geschickt das operirte Auge; das gesunde blickte geistvoll, durchdringend. Rother Lippen zeigte beim Lächeln prächtige, nur etwas vorstehende Zähne. Ihre Haltung war vornehm, kurz, die ganze Erscheinung die einer vollendeten Weltkame, und als sie — eine auf sie verfertigte Caricatur beschrieb, einen Hahn mit gelocktem Frauenkopf, und die gepreizte Stellung des Hahnes mit ihren schmalen feinen Händen nachzuahmen versuchte, da wußte ich, weshalb so wenig Hände Gnade vor ihr gefunden hatten, denn diejenigen der Gräfin waren so schmal und fein, daß man für diese zerbrechlichen Nippes in Sorge war. Sie plauderte mit angenehmer Stimme, reinem Accent, höchst geistvoll, witzig, fließend, aber vergebens hartete ich auf gemüthvolle Worte, Alles so klug und überlegt, und ihr Ich schwebte über dem Ganzen. Wir mußten erfahren, daß es ihr gelingen sei, gute, unversälichte Milch zu bekommen, unentbehrlich für ihre Gesundheit, daß ihre Wohnung sich gut heize, genug, ich fühlte mich beim Schluß der Gesellschaft ihr noch fremder und ferner, als nach der Lectüre ihrer Werte, und vermied es, die Bekanntschaft fortzuspinnen.

obgleich ihren Helben auf Kosten der Heldinnen meistens untergeordnete Rollen zugebracht worden waren.

Nach dem Erscheinen der Faustine — 1842 — hatte die Begeisterung ihren Culminationspunkt erreicht, und man hörte Nichts weiter, als: „Haben Sie Faustine gelesen? Ist es nicht entzückend, daß sie so sehr schön zu stehen wußte? Immer in dem himmelblauen Kleid den Gesellschaften beiwohnte? Die Hahn-Hahn ist die deutsche George Sand! Dieselbe Leichtigkeit und Grazie des Stils — dieselben kühnen Ansichten zc. zc. zc. Finden Sie das nicht?! Stimmen Sie nicht bei?!“

Auf mein trocken: „Nein! nur in einigen Punkten theile ich Ihre Ansichten,“ betrachtete man mich mittheilid, achselzuckend, wie: „Elle n'est pas à la hauteur de comprendre les oeuvres de la Hahn-Hahn.“

Ich blieb sehr ruhig über den momentanen Mißcredit meines ästhetischen Urtheils, las nichtsdestoweniger die Faustine, vermied aber jede Discussion.

Schon hoffte ich den Faustinen-Erörterungen entronnen zu sein, da fragt mich Wilhelmine Schröder-Devrient:

„Finden Sie auch, daß ich der Faustine der Gräfin Hahn-Hahn gleiche?“

„Blondgelockt, schön, bezaubernd, liebenswerth, ja.“

„Nein, nein! ich meine im Charakter — im Schicksal,“ rief sie ungeduldig.

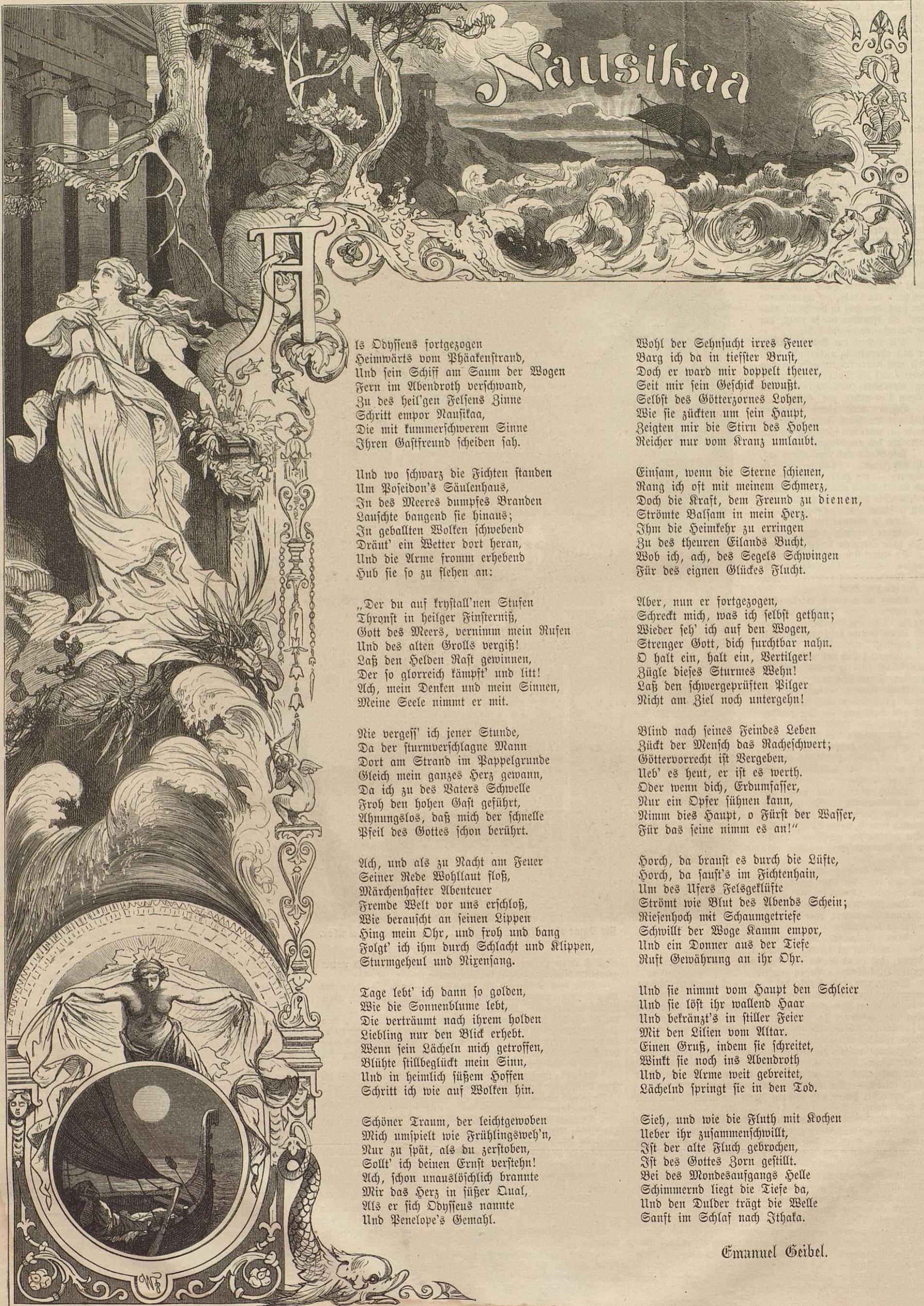
„Im Charakter und Schicksal?“ wiederholte ich und starrte sie staunend an.

„Nun, was sagt denn die Hofdame so in Staunen?“ sagte sie überraunig, beinahe böse. „Ich bin ja in der Faustine sehr vortheilhaft geschildert.“

„Ist es denn möglich,“ lachte ich hell auf, „selbst den gesun-



Die Dame ohne Herz. I. Kapitel. Zeichnung von Simmler.



Nausikaa

Is Odysseus fortgezogen
Heimwärts vom Phäakenstrand,
Und sein Schiff am Saum der Wogen
Fern im Abendroth verschwand,
Zu des heil'gen Felsens Zinne
Schritt empor Nausikaa,
Die mit kummersthemerem Sinne
Ihren Gastfreund scheiden sah.

Und wo schwarz die Fichten standen
Um Poseidon's Säulenhauz,
Zu des Meeres dumpfes Branden
Lauschte hangend sie hinaus;
Zu geballten Wolken schwebend
Dränt' ein Wetter dort heran,
Und die Arme fromm erhebend
Hub sie so zu flehen an:

„Der du auf krystill'nen Stufen
Thronst in heilger Finsterniß,
Gott des Meers, vernimm mein Rufen
Und des alten Grolls vergiß!
Laß den Helden Raß gewinnen,
Der so glorreich kämpft' und litt!
Ach, mein Denken und mein Sinnen,
Meine Seele nimmt er mit.

Nie vergess' ich jener Stunde,
Da der sturmverschlagne Mann
Dort am Strand im Bappelgrunde
Gleich mein ganzes Herz gewann,
Da ich zu des Vaters Schwelle
Froh den hohen Gast geführt,
Ahnungslos, daß mich der schnelle
Pfeil des Gottes schon berührt.

Ach, und als zu Nacht am Feuer
Seiner Rede Wohlklang floß,
Märchenhafter Abenteuer
Fremde Welt vor uns erschloß,
Wie berauscht an seinen Lippen
Hing mein Ohr, und froh und bang
Folgt' ich ihm durch Schlacht und Klippen,
Sturmgeheul und Nixensang.

Tage lebt' ich dann so golden,
Wie die Sonnenblume lebt,
Die verträumt nach ihrem holden
Liebling nur den Blick erhebt.
Wenn sein Lächeln mich getroffen,
Blühte stillbeglückt mein Sinn,
Und in heimlich süßem Hoffen
Schritt ich wie auf Wolken hin.

Schöner Traum, der leichtgewoben
Mich umspielt wie Frühlingweh'n,
Nur zu spät, als du zerstoben,
Sollt' ich deinen Ernst verstehn!
Ach, schon unauslöschlich brannte
Mir das Herz in süßer Qual,
Als er sich Odysseus nannte
Und Penelope's Gemahl.

Wohl der Sehnsucht irres Feuer
Barg ich da in tiefster Brust,
Doch er ward mir doppelt theuer,
Seit mir sein Geschick bewußt.
Selbst des Götterzornes Lohen,
Wie sie zückten um sein Haupt,
Zeigten mir die Stirn des Hohen
Reicher nur vom Kranz umlaubt.

Einjam, wenn die Sterne schienen,
Klang ich oft mit meinem Schmerz,
Doch die Kraft, dem Freund zu dienen,
Strömte Balsam in mein Herz.
Ihm die Heimkehr zu erringen
Zu des theuren Eilands Bucht,
Wob ich, ach, des Segels Schwingen
Für des eignen Glückes Flucht.

Aber, nun er fortgezogen,
Schreckt mich, was ich selbst gethan;
Wieder seh' ich auf den Wogen,
Strenger Gott, dich fürchtbar nah.
O halt ein, halt ein, Vertilger!
Zügle dieses Sturmes Wehn!
Laß den schwergeprüften Pilger
Nicht am Ziel noch untergehn!

Blind nach seines Feindes Leben
Zückt der Mensch das Racheschwert;
Göttervorrecht ist Vergeben,
Neb' es heut, er ist es werth.
Oder wenn dich, Erdumfasser,
Nur ein Opfer süßnen kann,
Nimm dies Haupt, o Fürst der Wasser,
Für das seine nimm es an!“

Horch, da braust es durch die Lüfte,
Horch, da faust's im Fichtenhain,
Um des Ufers Felsgeklüfte
Strömt wie Blut des Abends Schein;
Riesenhoch mit Schaumgetriebe
Schwillt der Woge Ramm empor,
Und ein Donner aus der Tiefe
Ruft Gewährung an ihr Ohr.

Und sie nimmt vom Haupt den Schleier
Und sie löst ihr wallend Haar
Und bekränzt's in stiller Feier
Mit den Lilien vom Altar.
Einen Gruß, indem sie schreitet,
Winkt sie noch ins Abendroth
Und, die Arme weit gebreitet,
Lächelnd springt sie in den Tod.

Sieh, und wie die Fluth mit Rochen
Ueber ihr zusammenschwillt,
Ist der alte Fluch gebrochen,
Ist des Gottes Zorn gestillt.
Bei des Mondesaufgangs Helle
Schimmernd liegt die Tiefe da,
Und den Dulder trägt die Welle
Sanft im Schlaf nach Ithaka.

Die Waisen des Componisten.

Jahre — Jahre sind's her! Durch die Laubgänge des mit weißen Göttergürchen und einem kleinen plätschernden Springbrunnen gezierten Gartens tummeln sich spielend zwei rosige Kinder! Jauchzend wirft der Knabe den bunten Ball in die Luft und lacht hell auf, wenn er, der Schwester zuvorkommend, das Spielzeug wieder aufzufangen hat, ehe die eifrig ausgestreckten Händchen des Mädchens es zu erreichen vermögen! Noch einmal läßt der Knabe den im klaren Aether aufleuchtenden Ball den Flug zur Höhe nehmen, noch einmal reckt die Kleine ihre Arme nach empor, den schillernden Fluchtling bei der Rückkehr zu erfassen, — da, mit einem kühnen Sprunge gewinnt der Bruder ihr außs neue den Rang ab und triumphirend hält er ihr den farbigen Deserteur vor die enttäuschten Augen! Die Blicke des Schwesterchens aber schweifen, ohne den kurz vorher noch so begehrten Ball des Ansehens zu würdigen, betrübt zu Boden!

„Du hast mir meine Tausendschönchen zertreten, Oswald; mein Lieblingsbeet hast Du mir zerstört! Geh', das ist nicht recht von Dir!“

„Gertrud, ich hab' es ja nicht gern gethan; in der Ueberstürzung bin ich in Deine Blumen gerathen — ich hab' es gewiß und wahrhaftig nicht gern gethan!“

„Das sagst Du immer, aber Du sagst es bloß; nicht die kleinste Freude gönnt Du mir; den Ball fängst Du mir immer gerade ab, wenn ich ihn schon so gut wie in der Hand habe! — Meine armen Tausendschönchen, meine lieben Tausendschönchen!“

„Ich sag's Dir nochmals; wahr und wahrhaftig, Gertrud, es ist nicht mit Wissen geschah'n!“

„O, Du lügst,“ erwidert Gertrud, und aus ihren sich umschleiernden Augen quellen die Thränen, „Du bist ein schlechter Mensch!“

„Sage nicht, daß ich lüge, sage nicht, daß ich schlecht bin, oder —“ und funkelnden Auges, mit zorngerötheter Wange steht Oswald, die kleinen Hände ballend, vor der Schwester da.

„Schlage mich doch, schlage mich doch hundertmal!“ schluchzte das Mädchen; „ich sage doch, daß Du schlecht bist.“

„Gertrud!“ — und die Augen des Knaben leuchteten drohend auf.

Da schweben aus dem geöffneten Eckfenster der Villa erst leise, dann zu Wogen anschwellende Töne hernieder; von den Tasten des Flügels klingt es in wunderbar einfachen und doch tief ergreifenden Melodien! Die Rölhe der Erregung weicht wie auf einen Zauberschlag vom Antlitz des Knaben. „Still, Gertrud, still,“ spricht er flüsternd, „hörst Du nicht, Papa ersinnt neue Musik, er componirt! Nicht stören, nicht stören!“ und mit leisem Druck erfährt er die Hand der Schwester.

Aus dem Eckfenster der Villa aber strömen die Tonwellen weiter; bald schlingen sich die Accorde wie zum selig tändelnden Märchenkranz, bald brausen sie auf, wie in brennendem Schmerz oder in lodender Gluth! Und dann senken sich, wie Thautropfen auf Blüthen, die der Orkan beugte, Klänge der Versöhnung, der Liebe hernieder, tröstliche Verheißungen des Friedens!

Des Knaben Finger halten die des Mädchens fester und fester umschlungen, und als die Töne im Eckzimmer der Villa verstummen, küßt Oswald die weinenden Augen Gertrud's und kniet, ohne eine Silbe zu sprechen, am Blumenbeet der kleinen Schwester nieder, die zerknickten Tausendschönchen emsig aufrichtend und die zertretenen Blätter mit den Händen glättend und zusammenfaltend! Gertrud's Blicke glänzen freudig auf, und hurtig kauert sie neben Oswald zu Boden, die Pflanzen streichelnd und schirmend und mit Erdhügelchen stützend!

„Siehst Du, Oswald, wie ohne Schutz, ohne Hilfe so eine Blüthe ganz verwaisen würde?“

„Ich will stets der treue gute Bruder meiner Schwester sein,“ sagt Oswald, das neben ihm knieende Mädchen in seine Arme schließend; „sei mir auch nicht mehr böse, mein kleines Engel-Gertrudchen; Du, so lange ich lebe, Du sollst nie ein verwaisetes Blümchen sein!“

Und Arm in Arm schreiten sie zur Verandathür der Villa, an welcher ein blaffer Mann mit sinniger klarer Stirn sie empfängt! —

Jahre und Jahre vergehen; zum Thor der Villa trägt man einen mit Lorbeer geschmückten Sarg hinaus; der bleiche Schläfer kann nicht mehr seine Hand über die weichen Locken des Sohnes gleiten lassen, er kann nicht mehr die blonde Tochter — das Ebenbild der lange, lange vor ihm dahingegangenen Gattin — im Schoße wiegen! Verstummt sind die Saiten, welche die ersten Verkünder der Liederlänge waren, die einst der nun auf immer erkalteten Brust entströmten! Ein Bruder aber umschlingt eine weinende Schwester, und in seiner Brust wird mit tausend Stimmen das Versprechen wach, das er einst der kleinen Gertrud gab, als er zuerst die Klänge vernahm, die jetzt dem toten Meister nachklingen ins Grab! — — —



Die Waisen des Componisten.

Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Fräulein Emma von Schoultz.

Im Musikzimmer der Villa sitzt ein junger Mann mit edlen, durchgeistigten Zügen am Flügel; die schlanken Hände gleiten über die Tasten, und wogende Töne durchrauschen das Gemach! Neben ihm weilt ein Mädchen, im Antlitz tiefe Wehmuth! Die Trauernde lehnt ihr Köpfchen an den Sessel des Bruders, und ihr Auge durchschneidet gedankenvoll die Räume, die ihr erstes Lächeln sahen, ihr erstes Fallen vernahmen! Ach, Jene, die den ersten Laut, den ersten Schritt des kleinen Mädchens überwachten, sie ruhen längst unter den Trauerreichen, im Grabe. Die Mutter schon so sehr, sehr lange, und der Vater seit dem ersten Sonnenfuß, mit welchem der vergangene Lenz den Winterschlaf der Erde löste! Das Auge des Componisten blickt nicht mehr traut und seelenvoll auf sein Kind hernieder, seine Hand zaubert Gertrud nicht mehr aus dem Reich der Töne Feenpaläste empor! Sie kann den Papa nicht mehr an ihr Herz drücken, sie ist verwaist!

Da plötzlich lenkt Oswald in jene Melodie holden Friedens über, die Palmenzweige am Flügel winkeln wie grüßend, und vor Gertrud's Blicken taucht ein zertretenes Tausendschönbeet auf, ein reuevolles Brüderchen flüstert ihr, auf die zerknickten Blätter deutend, zu: „Du, Gertrud, Du sollst nie ein verwaisetes Blümchen sein!“ — Ihr Auge begegnet dem Oswald's, der, beim letzten Accord, sich zur Schwester wendet.

Nein, Gertrud ist nicht verwaist!

G. B.

Die Burgfrau.

Ein Stückchen Mittelalter von George Hefekiel.

Die stattliche Burgfrau des dreizehnten Jahrhunderts und ihre rosigen Töchter haben sich ebenso gern und ebenso eifrig geschmückt und gepuht wie unsere Damen; auch in jenen fernsten Zeiten herrschte die Mode, nur daß die einmal herrschende ihre Herrschaft länger behauptete, als das jetzt der Fall ist. Die Tracht der Königin Berengaria, um nur ein Beispiel anzuführen, hat erweislich über neunzig Jahre geherrscht; als der furchtbare König Richard Löwenherz längst begraben lag, herrschte seiner schönen Gemahlin Schleiertuch und Mantel noch lange über die Erde. Und wie war diese glorreiche Königin gekleidet?

Nun, die Tracht der deutschen Burgfrau des Ritter- und Herrenstandes im dreizehnten Jahrhundert, das ist die Berengariatracht. Und diese wieder ist hervorgegangen aus einer, trotz ihrer Einfachheit malerischen, Verbindung der alt-römischen Frauen-Tunica mit dem griechischen Mantel.

Das Unterkleid der Burgfrau fällt weiß, weit und lang herab auf die Füße, so daß nur die abgestumpfte Spitze des Schuhs sichtbar wird; es ist faltig, oder besser, in Falten zusammengehalten, durch einen breiten goldverzierten Gürtel von rothem Leder, von welchem das eine Ende bis über das Knie herabhängt; die Knie sind am Oberarm von mäßiger Weite, verengern sich aber dann nach dem Handgelenk zu. Der kurze Schlig am Halse ist durch eine goldene Spange geschlossen, die lange Zeit in Kreuzform erscheint, auch meist mit Edelstein verziert wurde. Vom Gürtel herab hängt an einem violetten Bande eine blaue Tasche, viereckig gestaltet und oben durch einen Zug geschlossen. Von beiden Schultern niederfällt, vorn von einem breiten, goldenen Bande gehalten, ein länglich viereckiges Stück Purpurtuch, Scharlach, blau oder violett, weit und lose nach hinten bis zu den Füßen nieder; die älteste und einfachste Form des Mantels. Ueber das Haar, dessen künstliches Geflecht man nur an den Schläfen, bis zur Hälfte der Wange herabhängend sieht, liegt das sogenannte Nissentuch, eine Art von Doppelschleier, der in strengen Falten das Gesicht umgibt, Hals, Ohren und den obern Theil der Stirn bedeckt, endlich über das Hinterhaupt tief in den Nacken fällt. Doch gebührt das Nissentuch der verheiratheten Frau allein, denn die Jungfrauen tragen das Haar immer unbedeckt, meist zierlich geflochten, namentlich an den Wangen annuthig niederhängend oder auch ganz frei wallend. Bei Festen erscheinen dann auch Perleschnüre und Krönlein eingeflochten und grüne Kränze.

Diese Tracht, welche Brantôme nicht mit Unrecht die einfachste und

keuschste aller Frauentrachten nennt, bot trotz ihrer Einfachheit doch Gelegenheiten genug, Geschmack und Reichthum zu zeigen; die Farben waren, wie man auf Miniaturen und an bemalten Grabsteinen der Zeit sehen kann, meist sehr lebhaft, die Stoffe kostbarster Art, Mantel und Unterkleid sind oft mit Gold durchwirkt, die Säume an der Brust, den Händen und zu Füßen in Gold gefaßt; Edelstein findet sich besonders an den Gürteln. Ganz eigenen Luxus aber trieben die Damen von damals mit kostbarem Pelzwerk, das sie als Besatz und als Unterfutter verwendeten. Die kunstvoll gemusterten seidenen Stoffe kamen meist aus dem Orient, die Muster verrathen schon in ihren phantastischen Formen diesen Ursprung; die Stickerei aber war bereits im zwölften Jahrhundert eine Lieblingsbeschäftigung der Damen; es sind uns ja Proben geblieben. Man nahm dazu weiße Leinwand und stickte das Muster darauf mit Gold- und Silberfäden, mit Seide und mit Wolle. Auch an Ringen und Ketten sah sie nicht. Es mag noch erwähnt werden, daß diese Berengariatracht vorzugsweise großen und kräftigen Frauengestalten wohl stehen wird, aber wir wissen auch, daß selbst die Zartheit der Barten von damals noch immer eine sehr stattliche Erscheinung war.

Die Burg, welche die stattliche Dame bewohnte, mußte, selbst wenn sie nicht zu den größten gehörte, doch zum wenigsten fünf Stücke haben. Erstens den Zingel, die Umfassungs- oder Ringmauer, die aber zum Theil durch steinerner Gebäude ersetzt werden

konnte; zweitens den Palas, ein Raum für den Verkehr der Männer und der Gäste; drittens die Kemenate, der Raum für den Verkehr der Frauen und des Familienlebens; viertens die Küche und fünftens den Bergfried.

In größeren Burgen ritt der Gast ein durch ein wohlverwahrtes Thor, welches sich zwischen zwei Thürmen in der von Stein gemauerten Umfassung öffnete, und kam zunächst in einen freien Raum, der hieß der Zwinger. Hier fanden sich oft nur Rajenplätze mit Lindenbäumen, meist aber auch Ställe und Wirthschaftsgebäude aller Art; dann kam er über einen Graben zu der Pforte, aus welcher die Zugbrücke niedergelassen wurde. In diesem innern Hof fand sich nun meist auf einer Seite der Bergfried und der Palas. Dieser letztere war das Hauptgebäude und enthielt einen großen Saal mit einer Anzahl von daranstoßenden Kammern. Den Fußboden des Saals bestreute man festlich mit Blumen, Grün oder Binsen. Die Sitze in den tiefeingelassenen Fensternischen waren die Ehrenplätze der Frauen, wenn sie im Palas erschienen, und die besonders verehrter Gäste. An den Wänden hingen Tapeten, und ringsum liefen breite Bänke, auf denen Flaumpolster mit weichen Decken ausgebreitet wurden. In riesigen Kaminen loderten mächtige Feuer, welche mit ihrem hellen Schein die Beleuchtung verstärkten. Wie sehr man auf Licht hielt im finstern Mittelalter, verräth folgende Stelle im Parzival, die nach Simrod's Uebersetzung also lautet:

Hundert Kronen niederhingen
In dem Saal, zu dem sie gingen,
Mit vielen Kerzen besetzt;
So war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand;
Hundert Ruhebetten fand
Man an der Seiten aufgeschlagen,
Auf denen hundert Kissen lagen.

In den Kammern oder Kemenaten am Palas standen die Betten für die Gäste, und im Parzival finden wir folgende ausführliche Beschreibung eines Bettes von damals:

Zur Stelle trug man manches Bette
Zu der Helden Ruhesstätte:
Von Flaum das Eine ganz und gar,
Ein grüner Sammt die Fische war;
Kein Sammt zwar von der höchsten Art,
Es war ein Sammt-Bastard.
Dann wurde zu Gawain's Gemach
Eine Decke seines Bettes Dach
Mit einem Pfelle, edles Gold,
Fern aus der Heidenchaft geholt,
Gesteppt auf Palmenseide.
Man zog zum Linden Ueberkleide
Zwei weiße Leilachen auf.
Dann kam ein Dhriffen drauf
Und ein neuer Mantel, ihm geliehn
Von der Maid, aus reinem Hermelin.

Das Bette bestand also aus fünf Theilen, erstens dem Pflumt oder Flaumkissen; zweitens einer Art von Polster oder Matrasse, oben im Vers des Bettes Dach, sonst aber meist Kuller genannt; drittens dem Leilachen oder linnene Laken; viertens dem Wandkissen, auch Dhr- und Hauptkissen; fünftens endlich dem Decklaken, Oberbett, dessen Stelle selbst bei Fürsten lange Zeit noch ein Mantel vertret.

Die Kammern hießen Kemenaten; andere Gemächer hießen Gaben, auch Gadem; waren sie mit Deseu versehen, Phieselgademe; waren sie für die Arbeit der Frauen bestimmt, Wergademe; die Kriegswaffen wurden in einem besonderen Thurm aufbewahrt, der das „Wichhus“, Kriegshaus, hieß.

Der Bergfried nun, Berfrit, Berfrit, französisch beffroi, italienisch battifredo genannt, ist der große Hauptthurm der Burg, wo man sich noch halten konnte, selbst wenn die Burg schon verloren war. Er diente also als letzte Zuflucht, Reduit; dann als Warte, von deren hoher Finne man weit hinein ins Land spähen konnte, dann aber auch als Schutz für den größten Theil der Burg. Je nach der Lage der Burg war auch die Lage dieses Thurmes eine verschiedene; meist war der Eingang nicht zu ebener Erde, sondern im ersten Stock, zu dem man von außen durch eine leicht wegnehmbare hölzerne Treppe gelangte. In den gewaltig dicken Mauern befanden sich, wie auch sonst die Räume vertheilt sein mochten, sehr zierlich ausgestattete Stüblein für die Burgfrau und ihre Töchter, auch in den Eckthürmchen waren dergleichen Klauen angebracht, wo die Damen etwas lustig saßen, aber doch sehr sicher, wenn sie aus der großen Kemenate unten zwischen Palas und Küche flüchten mußten in den Bergfried, der eine Festung für sich war.

Das Leben in diesen Burgen ist wohl meist ein ziemlich mäßiges gewesen, denn wir lernen aus den Dichtern nur das üppige Leben in den fürstlichen Herrenburgen kennen. Man nahm damals zwei Mahlzeiten am Tage. Die erste, Morgens nach der Messe, zwischen neun und elf Uhr, hieß der Zmbiß, die zweite, zwischen drei und sechs Uhr oder noch später, hieß kurzweg das Essen. Zwischen die beiden Mahlzeiten fielen die Geschäfte, Waffenübungen, Jagden u. s. w. Nach dem Essen kamen Musik und Vorlesen, Tanzen, Schachspiel und Würfel an die Reihe. Bevor man zum Essen ging, wurden die Hände gewaschen und mit Servietten abgetrocknet.

All den Mittern zumal,
Die da saßen in dem Saal,
Ließ man von Kämmerlingen
In goldenen Becken Wasser bringen.
Je vier bediente Einer
Und ein Junker, ein Kleiner,
Der eine weiße Zwickel trug.

Dann erst wurden die Speisetische aufgestellt und mit Linnen bedeckt; in kleinen Goldgefäßen stellte man Salz, Pfeffer und Agraz (Eßig) auf; dann wurde Brod und Wasfel, ein feines Waizengebäck, gereicht. Gewöhnlich schnitt ein Knappe vor — écuyer tranchant — sollte aber ein Gast geehrt werden, so that es die Burgfrau selbst, oder eine ihrer Töchter, und zwar geschah das kniend. Man stellte die Schüssel mit dem Braten auf die Diele, und selbst fürstliche Burgfrauen knieten zu Ehren des heiligen Gastrechtes nieder und dienten so dem Gaste. Im Parzival heißt es:

Mit Gefolge kam und stellte sich
Die Königin vor seinen Tisch.
Mit Jungfrau'n kam sie, nicht allein:
Sie kniete nieder, ihm war's leid,
Mit eig'ner Hand zer schnitt die Maid

Dem Ritter seine Speise so,
Die Frau war ihres Gastes froh.
Da bot sie ihm sein Trinken dar
Und pflag' sein gut.

Nicht mehr wurde dem geehrten Gaste ein Stück fettes Schweinefleisch als besonderes Gunstzeichen in die Hand gedrückt, wie bei den edlen Phäaken, wohl aber wurden ihm noch besondere Leckerbissen auf Brod gelegt gereicht:

Mit Anstand legt ihm vor die Maid,
Sie wußt' ihm auch mit Freundlichkeit
Die besten Bissen auszuwuchen:
Die reichte sie auf weißen Kuchen (Wastel)
Ihm dar mit klaren Händen.

Auch den Schlaftrunk brachten die Hausfrau und ihre Jungfrauen dem geehrten Gaste, wenn er sich zu Bett gelegt hatte:

Zur Thüre traten jetzt herein
Vier klare Jungfrauen,
Sie sind gesandt, zu schauen,
Ob man den Herrn auch wohl verpflege,
Und ob er sanft gebettet läge,
Die Märe meldet sonder Trug,
Eine helle Kerze trug
Ein Knappe jeglicher voran.

Moraß, Wein und Luttertrank
Trugen drei in Händen blank,
Die vierte Jungfrau weiß'
Trug Aepfel aus dem Paradeis.

Die Gastfreiheit wurde auch selbst auf kleineren Burgen in einer großartigen Weise geübt; es kamen da Dinge vor, die man jetzt nicht mehr für möglich halten würde. Die Naivetät jener Tage dünkt uns ganz unglücklich. Meldete der Gruß des Thürmers das Nahen eines Gastes, so ritten ihm die jungen Herrlein, die Söhne des Hauses, entgegen, um ihm den Bügel zu halten und ihm absteigen zu helfen; an der Pforte stand die Burgfrau, die segnete den Eingang des Gastes mit frommem Spruch und dankte ihm, daß er ihr Gelegenheit gegeben, Gastfreundschaft zu üben, der Gast aber sprach heiter und bescheiden das Gastrecht des edeln Hauses an. Hinter der Burgfrau standen die schlanken Töchter, die lächelnd verstoßen; ihre Brüder aber führten nun den Gast in eine Kemenate, wo sie ihn entwaffneten und ihn in die Kleidung kleideten, welche die Burgfrau dem Gaste gesendet. Die Töchter flogen geschäftig hin und her, sie schafften in Keller und Küche, im Gelaggaden und in der Wäschtkammer, fröhlich wirkend nach der Mutter Wink. Bei dem Essen fanden sie sich wieder zusammen, und Alle waren des Gastes froh, denn jeder Gast brachte ein Fest ins Haus.

Der Hausherr war abwesend mit dem ältesten Sohne im Kriege, aber die Haltung der Burgfrau hielt das Regiment in festem Gange. War kein eigener Burgpfaff im Haus, die Hauscapelle war doch da, und bei den Mahlzeiten sprach die Burgfrau das Benedicite und das Gratias mit Andacht und Würde.

Man speiste stark, fast nur Fleischspeisen und diese sehr gewürzt, begreiflich, daß man auch stark dazu trank. Es klingt uns seltsam, daß die schöne Kaiserin Barbara von Lilien, Siegismond's Gemahlin, zum Zmbiß zwei Brathäschen gegessen und ihren Goldpocal dazu drei Mal geleert, aber sie sah auch früh vor Tage zu Kopf, eine Jagdhaube auf dem Haupt, den behaubten Falken auf der Linken, und so jagte sie, wie eine Göttin anzuschauen, über die Hügel, den Reiger zu baizen im edeln Federpiel. Fast alle Jungfrauen damals wurden bei starker Leibesbewegung in Flur und Wald aufgezogen.

Saß nun die Burgfrau zu Tisch mit ihrem Gaste und den jungen Herrlein, so standen die Töchter hinter ihr und dienten, aber sie nahmen mit Theil am Gespräch und redeten wacker drein, wenn der Gast noch jung war und nicht zu hoher Abstammung. Vor dem Alter schwiegen sie und redeten nur nach Aufforderung.

Nach dem Essen boten sie dem Gaste die Ritterharfe oder die Laute, sie sangen auch wohl selbst; war der Gast ein Priester, so bat man ihn um eine Geschichte aus der goldenen Martyrologie, oder die jungen Herrlein wurden von ihm befragt nach der Heilslehre. War der Gast ein Laie, so las wohl die Burgfrau aus einem der seltenen Bücher vor, die zum Hausschatz gehörten, oder man bot ihm den Schachzabel an. Oft auch wurde getanzt, denn etlicher Instrumente Meister fanden sich auf jeder Burg. Der Gast wählte sich seine Tänzerin aus den Jungfrauen, die dann durch ein sittiges Erörthen den Vorzug anerkannte; die anderen Schwestern tanzten mit den Brüdern. Es ging dabei sehr heiter zu, durchaus nicht steif, aber sittig, denn auch das lächelnde Auge der Burgfrau hielt scharfe Wacht. Auch war die Sitte in vielen Stücken milder, als die unsere, „ein Kuß im Tanz ist ein Blatt im Kranz“. Ein Wink der Hausfrau machte dem Tanz ein Ende, und „am Gehorsam kennt sich's Regiment“. Die Hand der Hausfrau, so schön und weiß sie sonst sein mochte, konnte unter Umständen doch sehr schwer fallen. Die Ruthe und die Peitsche spielten in der Burg eine große Rolle, und sie waren nicht nur für das Gefinde da, sondern auch für die Jungfrauen und die jungen Herrlein.

Wenn die jungen Herrlein den Gast beim Auskleiden bedient, brachte die Burgfrau mit ihren Töchtern den Nachtrunk und schied mit frommen Wünschen.

Am anderen Morgen wurde dem Gast ein Bad bereitet, in das man gern Rosenblätter streute; dann erfolgte nach dem Zmbiß die Abreise. Bis an die Pforte geleitete die Burgfrau mit den Jungfrauen den scheidenden Gast, dort küßte sie ihn mütterlich auf die Stirn, die Jungfrauen reichten ihm die „klaren Hände“ dar und oft verrieth ein tieferes Erörthen diejenige, welche er sich gestern zur Tänzerin gewählt. Wenn er sich im Zwinger anmuthig in den Sattel geschwungen, schaute die Burgfrau wohl mit klugem Blick auf ihre Agnes und sprach leise für sich: „Wenn Gott will, so will ich auch!“ Agnes aber war die, welche, ihr Herz verathend, am raschesten die Finne erstieg und von dort am längsten ihr weißes Tüchlein wehen ließ, dem dahintrabenden Reitermann zum Abschiedsgruß. Sie wußte ja selbst noch nicht, was ihr liebes Herz bewegte, die Mutter aber wußte es, die kluge Burgfrau. Dies Stückchen Mittelalter aber ist auch der neuesten Zeit noch nicht fremd geworden.

Gedichte.

Von Hermann Klingg.

1.

Ohne Schuld ist Nichts; kein Leben
Doch auch ohne Hoffnung nicht;
Meine Hoffnung aufzugeben
Hält mich noch ein banges Licht,
Jenes Licht der Schwermuth, grambezeichnet,
Das aus Deinen sanften Augen leuchtet.

O so lang' Du noch die Frage,
Ob Du glücklich, mir verneinst
Und mit keiner lauten Klage,
Aber stumm Dein Loos beweinst,
O so lang' steht auch noch meinem Hoffen,
Meinem Lieben eine Zuflucht offen.

2.

Schon wer Dich kennt,
Und von Dir spricht,
Ja Dich nur nennt,
Ist mir ein Fremder nicht;
Er ist mein Freund, und wär's ein Bettelmann,
Ich helf' ihm, wie ich helfen kann.

Du hast vielleicht
Auch ihm einmal
Die Hand gereicht;
Es fiel ein sanfter Strahl
Von Deinen schönen Blicken auch auf ihn,
Das ist genug, daß ich ein Freund ihm bin.

3.

Was mir auch sonst zum Glück noch fehle,
Wie oft Du mir auch wehgethan,
Den tiefsten Ton, den Grundton Deiner Seele
Schlägst Du doch stets für mich nur an.

Ja doch, für mich nur, und es rief
Vom Tod zurück mich dieser Laut,
Du bist der See, Du bist die schöne Tiefe,
In die mein Blick beharrlich niederschaut.

Unsere Markthalle.

Von einer Hausfrau in San Francisco.

Der Markt einer jeden Großstadt hat seine Eigenthümlichkeiten, und wie man von der Küche eines jeden einzelnen Hauses in gewisser Weise sagen kann, daß sie die Neigungen, Gewohnheiten und Lebensanschauungen der Familie illustriert, so erzählt der öffentliche Markt sehr viel von den Verhältnissen einer ganzen Nation. Dies muß vorzüglich derjenigen Hausfrau ins Auge fallen, welche wie ich seit Jahren selbst ihr Körbchen zum Einkauf des Nöthigen jeden Morgen hinausbringt. Man wollte mein Schicksal es aber, daß ich genöthigt war, in Berlin und Newyork, London und Montreal, Paris und Mexico, Wien und Havana, Brüssel und jetzt in San Francisco Bekanntschaft mit den Markthallen zu machen. Es fehlt mir noch — und es ist dazu alle Aussicht vorhanden — daß das Marktkörbchen von hier aus auch nach Asien hinübergetragen wird, so hat es bald die Rundreise um die ganze Erde gemacht. Wem da nicht in den Sinn kommt, Vergleiche anzustellen, der geht überhaupt gedankenlos und arglos durch die Welt.

Californien wird nun einmal als ein außerordentliches Land betrachtet. Gewiß hat sein Volk manches Eigenthümliche, gewiß auch haben es seine Producte und Märkte. Wer zum ersten Male San Francisco betritt, wird sich nicht eines Gefühls erwehren, es müße die Natur dies Land mit freigebiger Hand bedacht haben, als fast alle anderen Länder. Darum trifft man bei seinen Bewohnern auf größere Freigebigkeit, als irgendwo sonst. Der Dollar sitzt bei den Meisten nur lose in der Tasche, man verfolgt den Lehrsatz „Hand wird nur von Hand gewaschen — wenn Du nehmen willst, so gib!“ Geiz gilt für unerlaubt, Sparfamkeit für lächerlich: das Geld soll verdient, aber auch stets wieder unter die Leute gebracht werden.

Nirgends lebt das Volk so gut, als hier — was Essen und Trinken anbelangt. Der gewöhnlichste Handarbeiter macht größere Ansprüche an den Tisch, wie in Europa der wohlhabende Bürger. Werktags verlangt Jeder das Beste, weil man sich zur Arbeit stärken muß; Sonntags darf es nicht schlechter sein, eben weil man sich erholen will. Ein Glück für die Kochenden ist es, daß der stürmische und eilende Sinn des Volkes sich auch auf die Küche erstreckt, und daß man es versteht, im Galop, im Umhören Schüsseln zu Stande zu bringen, zu denen man in Deutschland erst zeitraubender, weiltägiger Rüstungen bedarf. Tagtäglich hört man, um ein Beispiel zu nennen, Hühner um elf Uhr Morgens fröhlich gackern, die Punkt zwölf Uhr desselben Mittags schon tranchirt und verspeißt werden. Manches geht hier ganz prächtig, worüber man anderswo die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde.

Die Markthäuser San Francisco's verdienen vielen Ruhm. Sie sind nicht so geschmückt, wie die von Paris, aber reinlich, und alle Waaren meistens sehr ordentlich gehalten. Sie sind denen von Newyork weit voraus. Die Auswahl der Artikel ist staunenerregend. San Francisco, wohl die am meisten kosmopolitische Stadt der Welt, beherbergt immer eine Anzahl Vertreter fast jeder Nation der Erde; ein Jeder kann aber die eigenthümlichen Anforderungen befriedigen, welche er an die Küche seiner eigenen Nation stellt. Das einzig schöne Klima des Landes, welches die Mitte zwischen heißer und kalter Zone einhält, läßt, mit ein wenig Nachhilfe der Kunst, darin alle Producte gedeihen, die man nur zu ziehen wünscht. Die täglichen Speisefarten in den Restaurants sind wahre Register, und Türke wie Russe, Pariser und Berliner, Spanier und Japanese: sie Alle finden darin Anklänge an den heimathlichen Herd.

Wenden wir uns beim Gange durch ein Markthaus nun zuerst nach den Plätzen, woher die Braten kommen. Das Fleisch der Schlachthiere sieht sehr einladend aus, ist aber weit davon entfernt, so gut wie in England zu sein. Rindfleisch ist mürbe, jung, saftig, aber nicht kernig. Drei Pfund davon liefern eine

schlechtere Suppe, wie zwei Pfund von einem ostfriesischen Thiere. Amerika, vor allem Californien, producirt seine Pflanzen mehr treibhausartig. Sie wachsen rascher, als in anderen Ländern, sie haben nicht Zeit zu starker Ausbildung. An Umfang fehlt es nicht, aber an innerer Entwicklung. Die Zellen der Gewächse sind größer, das Product wässriger, daher nicht so fest. Natürlich bleibt das nicht ohne Einfluß auf die Thiere, die von den Pflanzen leben. Alles wächst hier rascher und vergeht auch rascher. Es erstreckt sich ja das sogar auf das Menschengeschlecht. — Gekochtes Fleisch wird überhaupt hier scheinbar angefeuert, und da Alles gebraten wird, so fällt der gedachte Umstand eigentlich nur denjenigen deutschen Frauen an, die es gelernt haben, das Fleisch mit dem Gemüse zu kochen. Hier wird das ganze Thier, von Hals bis Schwanz, meistens in fingerdicke Schnitte zerlegt, fertig für den Koch, um in drei Minuten gebraten zu sein. Für einen Dollar, der bekanntlich einhundert Cents zählt, gibt's vom besten Theile des Thieres fünf Pfund, von minder gutem acht und elf Pfund.

Kälber sind stets sehr reichlich am Markte und stets mehrere Monate alt. Ein Geßel verbietet, Kälber jünger, als vier Wochen zu schlachten, und scheint sehr streng gehandhabt zu werden. Auch sie werden in dünne „Chops“ zerlegt, die gewöhnlich eine Kleinigkeit theurer sind, als Rindfleisch.

Hammelfleisch ist selten gut, und die ausgewachsenen Thiere nicht größer, wie in London ein ordentliches Lamm. Die Schafherden Californiens sind schon sehr zahlreich, man wird aber erst noch den Engländern das Geheimniß ablauschen müssen, durch bessere Cultur des Fleisches den Ertrag höher zu stimmen, als wenn man nur die Wolle berücksichtigt. Man bezahlt zehn bis zwölf Cents für Hinterviertel, sechs bis acht Cents für Vorderviertel per Pfund; das Rosten auf amerikanische Manier macht die dünnen Schnitte aber hart und troden und selten schmackhaft.

Schweinefleisch wird frisch nicht viel gegessen, desto mehr aber in den schrecklichen Plätzen der Chinesen verbraucht, deren Kochkunst vielleicht später ein besonderes Kapitel soll gewidmet werden. Es ist billiger, als Rindfleisch, da die Zucht der Thiere in den abgelegenen Districten ohne jegliche Kosten ist, und große Herden in halbwildem Zustande dort existiren. Rohen Schinken ist der Amerikaner niemals, stets muß er in Scheiben gebraten sein, wodurch derselbe an Zartheit keineswegs gewinnt.

Zahmes Geflügel weist alle bekannten Arten auf. Am meisten geschätzt sind Puter, die um Weihnachten oft fabelhafte Preise bringen. So fette und große Exemplare wie hier sieht man in Berlin und Paris niemals. Kapannen sucht man vergebens. Geflügelzucht in Californien ist ganz gewiß ein lucra- tives Geschäft, obschon erst bessere Arten einzuführen wären, wie man sie namentlich in London findet. Wildes Geflügel ist in überschwenglicher Anzahl vertreten, sobald diejenige Periode eintritt, wann die Vögel aus den Gewässern des Nordens heimkehren, um im milden Californien zu überwintern. Wildgänse sinken dann oft zu einem Viertel-Dollar das Paar, da Niemand damit hinweicht, und die Dampfer des Sacramento und San Jacquin-Flusses täglich neue Massen landen. Wilde Puter, das schmackhafteste Wild von allen, die in den Mittelstaaten häufig sind, kommen diesseits der Felsengebirge nicht vor. Wachteln bedecken das Land in zahlreichsten Schwärmen, und diese freundlichen Thiere mit dem lustig nickenden Federbusche, die leicht in Fallen zu locken sind, werden zu Tausenden lebendig auf den Markt gebracht, weshalb man sie stets frisch haben kann. Rebhühner kommen mit der Eisenbahn aus den Staaten des Mississippigebietes, Californien selbst hat sie nicht. Wilde Enten und Tauben, Schnepfen und Becassinen, Drosseln und Amfeln und die verschiedenen Massen der Namenlosen bedecken die Flüsse. Wilde Schwäne und Kraniche müssen auch Liebhaber finden, denn man sieht sie oft in den Wildständen.

Von Wildpret kommen z. B. erlegte Bären nicht selten auf den Markt, ihr Fleisch ist nicht zu verachten, und alle Männer scheinen eine besondere Passion dafür zu haben, denn sie bezahlen gern enorme Preise, um ein Stück davon nach Hause tragen zu können. Die Dame des Hauses weigert sich dann gewöhnlich, davon zu kosten, und oft muß der Hausherr es sich selbst beuten. Seitdem die Central-Pacific-Eisenbahn uns mit den Staaten jenseits der Sierra verbindet, kommen im Winter auch oft Büffel zum Verkauf, welche auf den großen Ebenen von den Indianern getödtet wurden. Junge und feiste Exemplare davon geben wohl- schmeckenden Braten, der der anderen ist entfänglich.

Der große Elkhirsch, welcher vordem in zahlreichen Schwärmen in diesem Staate lebte, wird seltener und seltener, und sein Verschwinden ist sehr zu beklagen. Der gewöhnliche Hirsch, ein Mittel- ding zwischen dem deutschen Edelhirsch und dem Reh, kommt noch häufig vor; man bezahlt etwa den Preis des besten Rindfleischs dafür. Aber auch mit dem Wildfleisch macht man hier nicht die Umstände, wie in Europa, sondern der Schlächter tranchirt den ganzen Hirsch ebenfalls in Schnitte, die wie Beefsteaks mit Zwiebeln gebraten werden, damit der Dsen nur ja nicht zu lange heiß bleibe. Man kann jedenfalls in Californien sehr wohl auf gut deutsch speisen, dann muß man aber auch vorher erst mit guter deutscher Gründlichkeit kochen. Hasen und Kaninchen unendlich viel und meistens sehr billig, sie werden aber nicht besonders geliebt. Die Damen sind eben zu bequem, um Spicken und Be- gießen gehörig zu besorgen, weil es Zeit erfordert, obschon das erst den Braten edelt.

Mit Stolz kann der Gärtner Californiens auf seine Gemüse zeigen, die ihres Gleichen sonst nirgend finden. Californien ist das Land vegetabilischer Wunder. Man soll sich vor Uebertreibung hüten, aber hier kommt man leicht zum Staunen. Kartoffeln, die in Europa für groß gehalten würden, gelten hier kaum noch als marktfähig. Oft genug sieht man Exemplare, wovon eine einzige für eine ganze Familie ausreicht. Zwei Ernten trägt dasselbe Stück Land: man pflanzt Kartoffeln im Januar und im Juli. Die so schmuckhafte „süße Kartoffel“ habe ich selbst über sieben Pfund wiegen sehen. Da es in den Thälern des Landes niemals Schnee gibt, so sind die Gemüsegärten ohne Aufspüren grün, und sticht der Landmann einen Kohlkopf weg, so setzt er so- gleich eine neue Pflanze an die Stelle. Alle Arten von Kohl und Rüben gedeihen wunderbar, und ihre Größe ist außerordentlich. Ich habe eine Zuckerrübe von 56 Pfund gesehen. Im Januar wie im August kann man frische Bohnen, Erbsen, Blumen- kohl, Spargel, Salat aus dem Garten holen. Niemand denkt daran, Wintervorräthe einzulegen, die Märkte bieten ja das ganze Jahr hindurch so viel des Guten in überschwenglicher Fülle. Es ist stets so viel davon auf allen Tischen zu finden, daß keinem Menschen der reichliche Segen mehr auffällt. Der Gemüsebau ist meistens in den Händen von Italienern, deren Wagen Tag für Tag durch alle Straßen fahren, und die mit Geschrei ihre Waare anpreisen. Noch besser, als sie verstehen die Chinesen sich auf dies

Handwerk, ihre Gemüsegärten sind wahre Muster. Nach der Manier ihres Landes tragen sie ihre Producte von Haus zu Haus in zwei großen Körben an einem Bambusstabe auf der Schulter, wobei man oft nicht begreift, wie die schwachen Kerle so schwere Lasten schleppen können. Die meisten weißen Frauen legen großen Widerwillen gegen diese gelben Mongolen an den Tag, oft spielt dabei indeß Affectation eine kleine Rolle. Die schweigmamen Leute sind sehr bescheiden und fühlen sehr wohl den Druck, unter dem sie hier leben; sie passen aber auch scharf auf, um nicht beim Handel übervorthelt zu werden. Da sie selten mehr Englisch verstehen, als zum Geldzählen gehört, so hat man oft manche drollige Scene mit ihnen.

(Schluß folgt.)

Die Mode.



u meinem ersten Bericht im neuen Jahrgang, die Farben reich zu mischen, begab ich mich nach Gerson's Modemagazin. Dort schwillt die Woge jetzt am höchsten. Eine Wagenburg vorm Hause, im Innern aber, in allen Stockwerken und Sälen und treppenauf, treppenauf ein Strom von Kommenden und Gehenden, Damen wie Herren (und nicht etwa sind letztere nur die Verkäufer — o nein, der lebenswürdige Papa, zärtliche Gatte, galante Bräutigam sind dort in Civil und von jeder Waffe zu finden), es summt und schwirrt — und zwischen den dunklen Gruppen sieht man dort und da Ballkleider leuchten, Teppiche ihre bunten Arabesken entrollen, Blumen aus Cartons sich ergießen u. s. w. u. s. w. Kurz, eine Stunde bei Gerson ist ein Stück großstädtischen Lebens, dramatischer und unterhaltender, als manches Theaterstück. Ich begab mich also zu Gerson und ließ mir die neuen Stoffe zeigen, und während mein Auge schwelgte, unterrichtete ich mich gleichzeitig. Fürs Erste, daß man Stoffe von gleicher Farbe, aber ungleichartigem Charakter zusammenzustellen liebt. So für Concert- oder Gesellschaftstoilette: Sammet und Seide, oder Seide und Atlas, oder auch schweren und leichteren oder gestreiften und glatten Seidenstoff. Die leichtere Gesellschafts- und Balltoilette stellt gestreiften oder glatten Taffet mit Crêpe-de-Chine, Gaze, Tarlatan oder Tüll u. s. w. zusammen.

Die neuesten Stoffe hierfür, in den leuchtendsten, wie in ganz matten, sogenannten antiken Farben, sind: Für Gesellschafts- toilette velours extra, glatter schwerer Sammet, dazu velours Indien, ein quergestrippter Seidenstoff. Velours Choiseul und velours Médicis, mit etwa 1/2 Centimeter breiten senkrechten Sammet- und schmaleren Seidenstreifen, dazu Nevs gothique oder satin de Lyon, schwere Seidenstoffe, welche im Ton mit den Streifen des Velours übereinstimmen. Ferner der schwere, dick- gerippte velours Ottoman, dazu gleichfarbiger poul-de-soie. Endlich popeline satinée, gerippte Seide mit 3 Cent. breiten gleichfarbigen Atlasstreifen, dazu popeline unie, im Ton den Atlasstreifen gleich. Von lebhafter Wirkung ist die Zusammen- stellung dreier Farbentöne, z. B.: velours des Indes, Seidenstoff mit weißem Fond und breiten hellfarbigen Streifen, die zu beiden Seiten von ganz schmalen Streifen in dunklerer Schattirung be- grenzt sind, dazu satin clair und satin foncé, also Atlas im Ton der hellen wie der dunklen Streifen. Für Balltoilette: Gaze Marabout, weißer Fond mit schmalen farbigen Seiden- streifen; dazu poul-de-soie von der Farbe der Streifen. Oder gestreifter poul-de-soie und einfarbige Gaze Froufrou. Oder Gaze Marabout Pompadour, mit gleichfarbigen breiten Seiden- streifen, welche ein chinirtes Blumenmuster haben; dazu poul-de- soie von der Farbe der Streifen. Ferner Grenadine satinée mit sehr breiten Atlasstreifen und Grenadine unie; dazu Taffet vom Ton der Atlasstreifen. Endlich tulle brodée, weißer Seidentüll mit gesticktem farbigem Blumenplein, dazu weißer Tarlatan und Taffet von der Farbe der Stickerei des Tülls.

Also: Wir können zu unserer Toilette Stoffe von einer, doch verschiedenartig abgetönten Farbe, wir können aber auch die Stoffe zu einer Toilette in drei verschiedenen Farben wählen. Besonders beliebt ist die Zusammenstellung von Modefarbe, Violett und Weiß; Grau, Blau und Gelb; Rothbraun, Lichtblau und Grau; Rosa, Violett und Weiß. Schleppe und Taille sind hierbei gewöhnlich von der ersten, Tunique und Schleifengarnitur von der zweiten, der untere Rock von der dritten Farbe.

Was die Schärpen und Schleifen betrifft, so sind dieselben

bei Gerson (und Gerson ist Autorität!) meist vom Stoff der Robe gefertigt und zwar aus geraden Stoffstreifen, welche an den Längenseiten schmal, etwa 1 Cent. breit, am unteren Rande 5 bis 6 Cent. breit ausgefajert sind. Eine andere beliebte Garnitur für Ball- und Gesellschaftsroben ist nach Gerson eine lange, etwa 20 Cent. breite gerade Echarpe aus weißem oder farbigem Crêpe-de-Chine, an einer Längenseite wie an den Querseiten mit breiter Seidenfranze besetzt; diese Echarpe wird wie eine Berthe um die Schulter arrangirt, ihre Enden werden vorn gekreuzt und hinten an einer Seite geschlungen. Auch Fichus von farbigem Crêpe-de-Chine, mit weißer Spitze besetzt, werden viel getragen.

Was von den Roben gesagt wurde, gilt auch von den Hüten: Man stellt die Stoffe in verschiedenen Farben oder doch Farbentönen zusammen. Garnirt werden sie mit Vögeln, Federn und herbströthlichem Laub. Paris schickt uns halblentblätterte, brand- versengte, rauchgeschwärzte Rosen, Rosen du jardin Luxembourg. Eine ruhige Rose als Hut- und Haupt schmuck ist noch nicht dage- wesen, aber — sub rosa — mein Geschmack war sie nicht.

Doch, ich kehre wieder zur Balltoilette zurück („Sehr einverstanden!“ die junge Leserin). Hier die Beschrei- bung eines Ballanzuges, welchen ich im Atelier des Hoflieferanten H. Müller (Berlin, hinter dem Gieß- hause 1) gesehen habe. Er war im Rococo-Stil und für eine junge Frau bestimmt: Unterkleid von blauem Taffet, Schleppe etwa 150 Cent. lang; darüber ein gleichlanger keilförmiger Rock von mattblauem (sogenanntem antik- blauem), appretirtem Seidentüll. Diesem Rock ist zu- nächst am unteren Rande eine gefaltete, an beiden Seiten mit blauem Atlas eingefasste Frijur aus gleichfarbigem Seidentüll aufgesetzt, deren Ansatz eine schmale Atlas- blende deckt; ferner ein Volant von 35 und ein Volant von 70 Cent. Breite aus gleichem Tüll. Beide Volants reichen bis zum unteren Rande des Rockes, sind ohne Einfassung und ungesäumt. Darüber zwei gleichfalls bis zum unteren Rande des unteren Rockes hinab- reichende keilförmige Röcke aus Illusionstüll, unge- säumt. Jeder dieser Röcke ist an der linken Seite der- artig gerafft, daß ein runder Bauisch, eine Art chiffon- nirtter Knoten gebildet ist, welchen ein Kränzchen von blaurosa Binden umschließt. Eine feine Guir- lande von gleichen Blumen ist auf der Atlasblende des unteren Rockes angebracht. Kurze Tunique aus lichtblauem Crêpe-de-Chine, sehr faltig, an beiden Seiten mit blauer Atlasfrange gerafft, welche mit Schlingen und Enden aus gleichem Stoff abschließt. Den Außenrand der Tunique begrenzt eine Atlasblende mit Windenguirlande, welche in der vorderen und hinteren Mitte die Breite der Blende hat, nach den Seiten hin unter dem Knoten der Atlasfrange schmal verläuft. Schneb- tentaille aus Crêpe-de-Chine, mit Atlasfrange am unteren Rande und Windengarnitur. Faltige Berthe von Seidentüll, auf der linken Achsel ein Windenzweig. Am unteren Rande schließt sich der Taille, einen kleinen Schoß imitirend, eine Frijur aus dicht gefaltetem Seidentüll, ohne Saum oder Einfassung, an, die an der Schleppe in der vorderen und hinteren Mitte etwa 2, an den Seiten aber 7 Cent. breit ist.

Die glückliche und blonde Besitzerin dieser Toilette wird einen kleinen Kranz von rosa Binden mit langer Ranke im Haar und einen Fächer von blauem Taffet in der Hand tragen. Ihr Schmuck aber werden Perlen sein.

Im Atelier des Herrn Müller wurde ich auch auf eine neue Garnitur für Ball- und Gesellschaftsroben von Seidenstoff auf- merksam gemacht: Die durchbrochene, sogenannte eng- lische Stickerei. Man führt dieselbe in bekannter Weise mit Cordonnetseide von der Farbe des Stoffes, der verziert werden soll, auf Volants und Frijuren aus. Die so gestickten Volants werden meist mit Spitze unterlegt.

Ueber modernen Schmuck wurde jüngst in einem Correspon- denzartikel gesprochen.

In großmüthiger Laune will ich heute auch der Herren ge- denken. Also, mein Herr, wenn Sie zu Valle gehen: Schwarzen Frack mit Sammettragen, schwarze, nur mit zwei Knöpfen ge- schlossene Kaschmirweste mit Sammettragen und dem bekannten, eine untere Weste imitirenden weißen Biquestreifen. Die Kravatte muß von weißem Batist und mit Hofhaum verziert sein. Sie wüßten nicht, was ein Hofhaum sei? Da haben wir's, man kann beim besten Willen nicht für Sie Modenberichte schreiben! Fort — ich überantworte Sie Ihrem Schneider!

Und nun — da dieser Bericht in den letzten Wochen des Jahres erscheinen wird, hab' ich mir von der Redaction als Weih- nachtsgehenk eine Initiale nach meiner Angabe bestellt. Unter gestirntem Himmel eine Straße mit hellen Fenstern, und in der Straße ein Wächter, der mit solcher Behemung und Wonne bläst, daß der Beschauer sofort weiß: Es ist Zwölf Uhr in der Neu- jahrsnacht. Mit welchem Wille ich meiner Leserin gesagt haben will: Glückauf zum Neuen Jahr!

Veronika von G.

Wirthschaftsplandereien.

Aquarellmalerei auf Holz. Vielfache Anfragen an den Bazar, be- treffend das Aquarelliren auf Papier, Holz und dergl., sowie über die dazu gehörigen Farbmaterialien, über das Fixiren (Sackiren) solcher Aquarellen u. s. w. haben uns veranlaßt, einem tüchtigen Aquarellmaler die Anregung zu einer größeren Schrift zu geben, in welcher alle diese, hauptsächlich Dile- tanten interessirenden Fragen eingehend behandelt werden sollen. Da in neuester Zeit wiederholt Fragen, welche speciell das Aquarelliren auf Holz betreffen, an den Bazar gelangen, benützen wir die Erlaubniß des Verfassers, schon jetzt aus dem später erscheinenden Werkchen das Kapitel über Holzma- lerei zu Nutzen der Fragestellerinnen, wie folgt, zu veröffentlichen:

Es ist neuerdings wieder modern geworden, zierliche Holzstücken und Schälchen aus sogenannten weißen unpolirten, rohen Holz, von Linden, Ahorn, Weißbuchen, auch wohl von Tannen und Buchsbaum gefertigt, mit Aquarellmalereien zu schmücken. In der That sind dergleichen Arbeiten in nicht geringem Grade anregend und gewähren, wenn sie von gutem Geschmack geleitet werden, dem Ausführer nach ihrer Fertigstellung oft mehr Befriedigung, als das Aquarelliren auf dem Papier. Es ist dies wohl natürlich, da in diesen Holzmaterialien das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden wird, solche Arbeiten, z. B. nach eigener Idee verzierte Fächer, Servietten- ringe, Dosen, Kästchen für Handschuhe Nähmaterial oder Schmuckgegenstände und dergleichen werden auch eine angenehme Abwechslung unter den Geschen- ken, welche fleißige Hände schaffen, hervorbringen.

Die in Nachstehendem beschriebene Manier ist für diejenigen, welcher ausreichende Uebung im Aquarelliren auf Papier besitzt, ungemein einfach und leicht auszuführen; sie gewährt sichere Resultate und erfordert wenig Uebung.

Was zunächst die Holzarten selbst betrifft, so sind dieselben, das Buchs- baumholz vielleicht ausgenommen, viel zu porös, als daß man die Farben direct, d. h. ohne einen Malgrund, auf das Holz auftragen könnte; der An- fänger und Uebersüßige wird namentlich auch die Farben nicht gleich so hinzu- setzen im Stande sein, daß er später daran nichts mehr zu ändern hätte; wo das poröse Holz die Farben aufgelesen hat, lassen sich diese aber nicht

wieder ganz entfernen, mindestens werden Flecke oder Ränder zurückbleiben, und die sarte Farbe des Holzes wird verloren sein.

Bisher benutzte man als Malgrund einen Ueberzug von Planirwasser oder einer Auflösung von Hausenblase, Gelatine und dergl. Ungleich bessere Resultate erhält man aber, wenn man den betreffenden Holzgegenstand entweder ganz oder doch an den zu bemalenden Stellen mit Collobion überzieht.

Das käufliche Collobion, wie man solches in Apotheken oder Droguenhandlungen erhält, ist indeß für diesen Zweck viel zu dickflüssig, man läßt daher dasselbe, am besten an Ort und Stelle selbst, mit einem Gemisch aus gleichen Theilen von Alkohol und Aether verdünnen, und zwar wird 1 Theil Collobion mit 1 Theil des Gemisches aus Aether und Alkohol vermischt. Mit diesem dünnen Collobion überzieht man die zu grundirende Holzfläche, welche dabei horizontal gehalten werden muß, und läßt den Ueberzug wieder in das Vorrathsgesäß zurückfließen. Bei Kästchen u. s. w. muß natürlich jede Fläche für sich mit Collobion übergoßen werden. Da der Aether ein sehr flüchtiger Körper ist, so muß die Vorrathsflechte nicht nur stets zugedeckt gehalten werden, sondern man wird auch bei häufigerem Gebrauch finden, daß durch Verflüchtigung von Aether das Collobion sich verdirbt und beim Aufgießen nicht mehr gleichmäßig fließt, wohl auch eine weißliche, leicht gerinnende Schicht hinterläßt.

Sobald dieser Uebelstand eintritt, muß das Collobion aufs neue durch einen Zusatz von Aether vermindert werden. Es sei nicht vergessen, daß Collobion wie Aether leicht feuerfängende Körper sind, und daß man daher das Ueberziehen mit Collobion nicht in der Nähe eines brennenden Lichtes vornehmen darf.

Alle Unebenheiten, dicke Stellen, Streifen, welche sich im ersten Augenblick auf der frisch gegossenen Collobionschicht zeigen, verschwinden beim völligen Aufdunnen vollständig, so daß dann auf dem Holze der Collobionüberzug für das Auge kaum erkennbar zurückbleibt. Das Austrocknen selbst ist je nach der Zimmertemperatur in circa 10, 15 bis 30 Minuten beendet. Während, namentlich bei sehr weichen Holz, erscheint dessen Oberfläche nach dem Ueberziehen mit Collobion etwas rauh, in solchen Fällen glättet man die Oberfläche mit einem Filzbein oder einem anderen geeigneten glatten und harten Instrument. Für manche Gegenstände der Darstellung ist indeß eine gewisse Rauheit der Oberfläche sogar erwünscht.

Auf so vorbereiteten Holzflächen lassen sich nun zunächst Bleistiftzeichnungen sehr gut ausführen, doch wähle man nicht allzuweiche Bleistifte; zwar ist die gebräuchliche Bleistiftnummer, weich, Nr. 1 immerhin noch verwendbar, jene ganz weichen kohleartigen Bleistifte 6 B oder 7 B sind hierfür aber untauglich.

Da solche Bleistiftzeichnungen leicht verwischbar sind, müssen sie fixirt werden. Dies geschieht einfach dadurch, daß man die fertige Zeichnung zuerst mit einer ganz weichen Bürste oder einem ganz weichen Vorstülpel leicht abstaubt, um etwa überschüssige Graphtittheilchen zu entfernen, und sie dann mit dem weiter unten angegebenen Spirituslack mittelst eines breiten Pinsels möglichst gleichmäßig überzieht. In gleicher Weise lassen sich auch Zeichnungen in schwarz oder rother Kreide auf Holz ausführen und fixiren, doch wähle man auch hierbei möglichst harte Kreiden. Das Zeichnen mit der Kreide wird besonders leicht von Statten gehen, wenn man ein weiches Holz benutzt und dessen Oberfläche nach dem Ueberziehen mit Collobion nicht glättet, sondern rauh läßt.

Was nun das Aquarelliren auf dem grundirten Holz anbetrifft, so unterscheidet sich das dabei anzuwendende Manier durchaus nicht von dem gewöhnlichen Aquarelliren auf Papier; wer indeß es vorzieht, seine Farben sich selbst anzureiben und zum Malen zu präpariren, darf es den Farben an der gehörigen Menge von Bindemitteln nicht fehlen lassen. Als ein solches Bindemittel ist eine Auflösung von 1 Theil Gummi arabicum in 4 bis 5 Theilen Wasser zu empfehlen. Bei den gewöhnlichen käuflichen festen Tuschkarten wird ein solcher Zusatz meistens wohl überschüssig sein.

Um den Effect solcher Aquarellbildchen oder Verzierungen in Wasserfarben zu erhöhen, kann man denselben auch mehr oder weniger durch Aussetzen von Oelfarben nachhelfen, und zwar ohne Gefahr zu laufen, daß Fettflecken oder Ränder entstehen. Es ist gut, wenn man diese Fettschichten mit Oelfarben vor dem Lackiren auf dem farbigen Aquarellbildchen vornimmt, damit der Lacküberzug einen gleichmäßigen Glanz zeige.

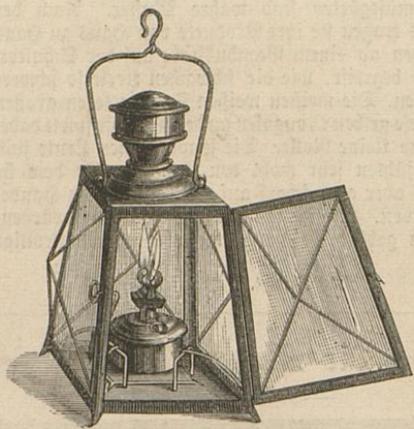
Den oben erwähnten Spirituslack kann man sich nach folgender Vorschrift selbst herstellen oder auch in einer Apotheke oder Droguenhandlung bereiten lassen: In 15 Theilen absoluten Alkohol löse man unter Schütteln 6 Theile pulverisirten Sandaral und 2 Theile pulverisirten Mastix und füge 2 Theile Lavendelöl, 1 1/2 Theil venetianisches Terpentin und 1/2 Theil Copaibaöl hinzu. Es ist gut, den Lack während des Auflösens öfter zu rühren; später lasse man den Lack in der Ruhe absetzen und filtrire ihn dann durch Filtrirpapier.

Mit diesem Spirituslack werden die bemalten Holzgegenstände, welche dem Anfaßen mit feuchten Fingern ausgesetzt sind, wie oben angegeben überzogen. Häufig man als Gegenstand des Aquarells farbenprächtige Blumen, Schmetterlinge u. s. w., so eignet sich hierzu besonders die Mitianwendung der Anilinfarben, wie diese von Dr. Jacobson für die Aquarellmalerei zuerst dargestellt wurden; in solchen Fällen darf man aber zum nachträglichen Lackiren sich nicht des obigen Spirituslacks bedienen, da dieser die Anilinfarben auflöst, sondern man nimmt dazu am besten dünnen, mit Terpentinöl bereiteten Mastixlack.

Wie erst man die kostspieligen und unpraktischen Doppelfenster? Zu den mannichfachen Vorurtheilen, welche noch allgemein in Bezug auf Heizung und Ventilation herrschen, gehört der Glaube, daß ein geheiztes Zimmer dadurch hauptsächlich an Wärme verliere, daß die Fenster nicht dicht schließen. Dem raschen Entweichen eines geheizten Raumes sucht man demgemäß durch sorgfältiges Verstopfen oder Verkitten der Fensterritzen abzuhelfen, da nicht jeder zu dem theuren und unbequemen Mittel der Anlage von Doppelfenstern greifen kann. Der Verlust an Wärme, welcher durch die Fensterritzen sich bemerkbar macht, steht nun aber in keinem Verhältniß zu der großen Wärmemenge, welche der warmen Zimmerluft durch die Fensterflächen entzogen wird. Glas nimmt Wärme leicht an, d. h. es ist ein guter Wärmeleiter, und gibt sie auch leicht ab, und so entsteht bei der großen Oberfläche, welche die Scheiben zusammen einnehmen, ein bedeutender beständiger Austausch der Temperatur der Zimmerluft und der äußeren Luft.

Durch Doppelfenster wird dieser Austausch vermindert, im Wesentlichen trägt hierzu nicht etwa das Fensterglas bei, sondern es wird dies hauptsächlich durch die zwischen den beiden Fenstern eingeschlossene, die Wärme schlecht leitende Luft bewirkt.

Statt der Doppelfenster kann man sich nun, wie Dr. Dittmann in Vinnich in einer seiner verdienstvollen, der Gesundheitspflege gewidmeten Schriften (Göln, Verlag von du Mont-Schauberg) nachweist, der „doppelpundigen Fensterverglasung“ bedienen und dadurch auf viel wirksamerer Art zu demselben Ziele gelangen. Man läßt dazu parallel zu jeder einzelnen Scheibe in einen Innensatz desselben Holzrahmens, in dessen Außensatz die erste Scheibe eingespannt ist, eine zweite Scheibe einfüllen. Hierdurch entsteht zwischen den zwei Parallelgläsern eine 1/2 bis 2 Centimeter starke, von der Zimmer- wie von der Straßenseite abgeschlossene trockene Luftschicht. Da diese Luftschicht sich weder merklich ausdehnen noch zusammenziehen kann, so schiebt die äußere Scheibe die Kälte, die innere die Stubenwärme zurück. Zu einer solchen doppelpundigen Fensterverglasung muß eine gute harte (alkalische) Glasorte gewählt werden, damit namentlich an den Subfronten die Sonnenstrahlen die einander zugewendeten und daher für die Reinigung unzugänglichen Oberflächen nicht zerreiben und trüben (blind machen) können. Beim Einfüllen dieser Scheiben ist die Vorsicht zu beobachten, daß nicht allein diese Flächen sorgfältig von Staub und Schmutz gereinigt sein müssen, sondern daß auch die zwischen die Scheiben eingepreßte Luft trocken sei. Das Verlassen der Fenster darf daher nicht bei feuchter Luft (niedrigerem Barometerstande) vorgenommen werden, weil andernfalls die eingeschlossene Feuchtigkeit im Winter als sichtbarer Hauch die Innenflächen der Außenseite beschlagen würde. Aber auch in diesem Falle selbst bleibt die dem Zimmer zugekehrte Scheibe stets trocken, rein und warm, sogar bei starkem Frost. Eisblumen zeigen sich auf doppelpundig verglasten Fenstern selbstredend niemals. Die geringen Mehrkosten dieser Verglasung werden durch die ökonomische Heizungsanwendung schon im ersten Jahre gedeckt. Ueberdies schützt dieselbe im Sommer ebenso gegen die belästigende Hitze der directen Sonnenstrahlen, da ja ein schlechter Wärmeleiter auch stets ein schlechter Wärmeleiter ist. Ein Zimmer bleibt im Sommer bei circa 26 Grad Reaumur bei doppelpundiger Verglasung um 4 Grad Reaumur kühler, als bei einfacher, und verliert die Sonnenstrahlen einen großen Theil ihrer blendenden Kraft. Die doppeltgespundeten Fensterrahmen werden von Dr. Dittmann auch für die Gartencultur empfohlen. Da die Glasfenster der Treibbete den Zweck haben, im Winter die Ausstrahlung der Bodenwärme zu verhindern, im Sommer die Zu-



Feuersichere Petroleumlaterne.

des Bodens und mit ihr die Keimkraft der Saat und Pflanzlinge würde stark gefördert werden.

Feuersichere Petroleum-Laterne. In der Stadt sowohl, wie auf dem Lande gibt es überall Räume, die man, verwöhnt durch das freundliche, helle und wohlfeile Petroleumlicht, welches die Zimmerlampe spendet, ebenso zu erhalten wünschte: Stallungen, Bodenräume, Magazine, Holzställe, Scheunen etc., immer aber mahnte bisher die Vorsicht davon ab, sich des unsicheren Petroleumlichts dafür zu bedienen.

Durch Mißachtung dieser Vorsicht ist nachweisbar auch das Brennen von Petroleumlampen oder Petroleumlaterne in solchen Räumen in zahlreichen Fällen zur Brandursache geworden; man wird sich erinnern, daß z. B. die Urjade des schrecklichen Brandes von Chicago, Zeitungsnachrichten zufolge, dem Umfange zugeschrieben wird, daß in einem Stalle eine brennende Petroleumlampe umgeworfen wurde, zerbrach, und das herausfließende Petroleum Feuer fing und es weiter verbreitete. Auch den Speicherbrand in Stettin im November vorigen Jahres soll eine zerplatze Petroleumlampe verursacht haben.

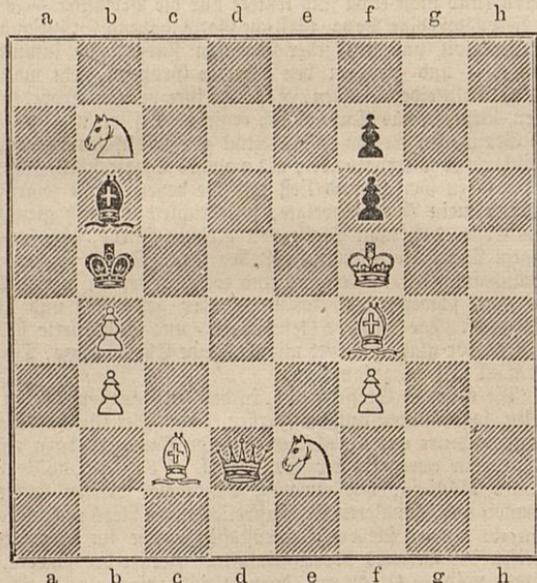
In Rücksicht auf den Nutzen der Petroleumbeleuchtung einerseits und die Feuergefahrlichkeit derselben andererseits veranstaltete die königlich württembergische Centralstelle für Handel und Gewerbe im Jahre 1869 ein Preisausreiben für Herstellung einer zum Gebrauch in Ställen etc. ungefährliehen Petroleumlampe und theilte unter den ziemlich zahlreichen Preisbewerbern dem Klemperer G. Zimmermann in Stuttgart den ersten Preis für die von ihm construirte in beisehender Abbildung veranschaulichte Laterne.

Das eingesezte Preisgericht sprach sich einstimmig dahin aus, daß Zimmermann's Laterne genügend und mindestens ebenso ungefährlieh sei, als die mit Talglath oder Kiböl versehenen Stalllaterne, und wir schließen uns nach Prüfung einer solchen Laterne diesem Urtheile vollständig an. Der Verfertiger dieser Laterne hat seine Aufgabe dadurch gelöst, daß er neben der solidesten Construction — alle einzelnen Theile sind durch Nieten und Ueberfalzen mit einander verbunden — durch ebenso einfache als sinnreiche Vorrichtungen dafür gesorgt hat, daß beim Umfallen der Laterne ein Verschütten des Oeles unmöglich gemacht und das Licht sofort ausgelöscht wird, was die Gefahr einer Erhitzung und Explosion völlig beseitigt. Die Lampe selbst hat keinen Cylindrer und läßt sich, von Drähten umflammt, von unbefugter Hand nicht aus der Laterne herausnehmen. Auch zum Füllen der Lampe braucht man dieselbe nicht aus der Laterne zu nehmen, und eine besondere Vorrichtung macht das Ueberfüllen derselben unmöglich. Der Verschluß der Laterne ist einfach, sicher und dauerhaft; der Hut schützt gegen das Eindringen des Windes, und durch eine über dem Oele befindliche Luftschicht wird solches vor Erwärmung und der die Steigerung des Verbrauchs herbeiführenden Delverdampfung geschützt. Die Flamme gibt bei sehr geringem Delbedarf viel Licht, als eine starke Stearinkerze, und die Behandlung der ganzen Einrichtung ist — ein wichtiger Punkt! — eine so einfache, daß selbst der Ungeübte keiner Gebrauchsanweisung bedarf. Der Preis der Laterne und verpackter Laterne beträgt 2 1/2 Thaler (4 fl. 6 kr.), der Verkauf der Laterne ist der Handlung von Georg Gutbrod in Stuttgart übertragen worden.

Schach-Aufgabe. Nr. 1.

Von Schoumoff in St. Petersburg.

„H!“ Schwarz.



Weiß. Weiß setzt in drei Zügen matt.

Rebus.



Correspondenz.

An unsere Leserinnen. Wie wir in der Schlussnummer 1871 verprochen, werden wir im neuen Jahrgang der Erzählung besondere Sorgfalt widmen, die übrigen Artikel möglichst im Zusammenhang bringen. Im laufenden Quartal veröffentlichen wir an Novellen „Der alte Hauptmann“ von Ernst Eckstein, „Zwei Schwestern“ von Fr. Gerstäcker, „Ein Glas Wasser“ von Luise Mühlbach, „Der alte Hauptmann“ von Ernst Bichert, sowie die neuesten Novellen von Piemski und Turgeniew. Die nächste Nummer wird einen Essay von Ida von Düringsfeld, „Lady Montagu“ enthalten.

Eine kleine Unerfahrene. Kränken Sie den Malabaster mit Eiweiß, so lange er noch davon aufsaugt, nach dem Austrocknen begießen Sie den Anstrich mit Hoffmann's Tropfen (Aether-Beingeist), es wird dadurch das Eiweiß zum Gerinnen gebracht und gibt einen geeigneten Malgrund. Zum Schutz der in Wasserfarben ausgeführten Malerei überziehen Sie dieselbe mit einem Spirituslack, freilich dürfen Sie dann keine Anilinfarben — die sich in Spiritus lösen — verwenden, sondern einen dünnen Terpentinöl-Mastixlack.

B. v. N. Bei fettreicher Gesichtshaut ist der Gebrauch der gewöhnlichen Schmirseife (Kaliseife) oder auch der Potassche als Waschmittel sehr anzurathen, die Unreinheiten solcher Haut werden dadurch häufig ganz zum Verschwinden gebracht. Silicose, eine parfümirte Potassschmelze, ist daher bei fettiger Haut ein wirksames Mittel, dagegen taugt sie nichts bei einer trockenen, spröden Haut, sondern vermehrt noch die Sprödigkeit derselben.

Abonnentinnen in Prag. Um Kostfleck aus weißer Wäsche zu entfernen betupft man sie zuerst mit einer Mischung aus gleichen Theilen Salzsäure und Wasser. Hierauf werden die Flecke mit Schwefelammonium (aus der Apotheke) betupft, wodurch die Flecke zunächst dunkelgrün erscheinen, nach abermaligem Betupfen mit der Salzsäure verschwinden sie dann ganz, und spült man das Zeug schließlich gut aus.

Irma. Kornbranntwein ist ein völlig unschädliches Teintmittel; vielleiht taugt die Seife nichts.

Zwei getreue Abonnentinnen des Bazar. Nachstehend eine gute Vorschrift zu einem feineren Rubbing. Wenn man 1 Pfd. Maronen (echte Kastanien) mit einer zerhackten Stange Vanille in wenig Milch weich gedünstet hat, rührt man 1/2 Quart Sahne mit 12 Eidottern und 16 bis 20 Loth Zucker auf dem Feuer zu einer Creme ab, vermischt diese mit den Maronen und dem Caramel und läßt die Masse fest gelineen, worauf man 1 Glas Marasquin und ein wenig geschlagene Sahne glatt darüber rührt, das Gefrorene mit 1/4 Pfd. gereinigtem Sultanzwain, 1/4 Pfd. Corinthen und 4 Loth würdlich geschneitem Citronat vermischt und die Mischung nach einiger Zeit dreht, damit die Masse recht fest werde, sie in eine Eisform recht fest setzt, in Salz und Eis vergräbt und 1 1/2 bis 2 Stunden an einen kalten Ort stellt. Man überzieht bei dem Anrichten aus der Form gefärbten Rubbing mit einer Sauce, die folgendermaßen bereitet wird: Etwas Sahne wird gefocht, mit einigen Eidottern feimig abgeseigt und durch ein Sieb geseigt, worauf man sie erkalten läßt und beim Gebrauch mit etwas geschlagener Sahne, Zucker und Marasquin vermischt.

A. Das S'che Nüßchalenextract enthält keine schädlichen Substanzen. Verehrerin des Bazar. Blaumwasser kann die Wäsche niemals gelb machen. Wenn die Wäschelein verrotzt oder verrotte, mit eisenhaltigem Wasser oder feucht mit eisernen Gegenständen in Berührung gekommen sind, erhält die Wäsche gelbe Streifen; man soll daher auch die Wäschelein sehr rein halten.

Fr. v. N. in Stettin. — Misty N. in S. Uebermangansäures Kali darf als Mundwasser stets nur in ganz verdünnter, rosenroth gefärbter wässriger Lösung benutzt werden, weil, wenn es zu stark angewendet wird, Zähne mit rauher Oberfläche sich leicht gelblich färben, eine Färbung, die nur durch mechanisches Putzen z. B. mit Nüßschalenpulver fortzubringen ist. Das Plombiren als Mittel, das Weiterstehen der Zähne zu verhüten, kann durch kein chemisches Mittel (Mundwasser etc.) erreicht werden. Reigt sich nach dem Gebrauch des übermangansäuren Kali eine gewisse Empfindlichkeit der Zähne ein, ein Fall, der übrigens nicht häufig vorkommt, so benutze man statt seiner als Mundwasser eine Lösung von essigsaurer Thonerde (aus der Apotheke).

B. in Ld. 1) Im Marienbade oder Wasserbade erhitzen, heißt ein Gefäß in ein mit Wasser gefülltes größeres Gefäß, welches direct mit dem Feuer in Berührung gebracht wird, setzen, so daß der zu erhitzende Gegenstand nicht über die Kochhöhe des Wassers hinaus erwärmt werden kann. 2) Gallseife zum Waschen seiner feibere Stoffe und Tücher, Bänder etc. bereitet man, indem man 1 Pfund klein geschneitem Kernseife, 1 Pfund Oelzengalle, 2 Loth Honig, 3 Loth Zucker und 1/2 Loth venetianisches Terpentin zusammenrührt und in Formen gießt. 3) Tüllband wird um eine Flaße gewickelt und dann in Seifenwasser gespült.

C. P. L. Guten Fußbodenack erhalten Sie bei C. G. F. Schwarze, Berlin, Leipzigerstraße 112. — Die Wahl zwischen den beiden trefflichen Büchern: „Feine Küche“ von Gouffe (H. Schäffer in Leipzig) und „Gute Küche“ von der Gräfin zu Münster (Stro Jante in Berlin) wird uns selber schwer. Nehmen Sie beide! Wohlfeiler ist allerdings die „Gute Küche“.

Abonnetin in W. (Holland.) Glacéhandschuhe wäscht man mit Benzin. Die zusammengeballten Handschuhe drückt man in einen kleinen Zassenlopf, gießt so viel Benzin auf dieselben, als das Leder aufzufaugen vermag, läßt sie einige Stunden zugebedt stehen, drückt dann alles Benzin aus den Handschuhen und reibt sie mit Watte völlig trocken und rein. An die freie Luft gehängt, verlieren die Handschuhe bald den Geruch.

Abonnetin in der Schweiz. Es ist noch eine Streitfrage, ob der übrigens unschädliche phosphorsaure Kalk, Kindern während der Periode des Zahnens gegeben, wirklich von Nutzen ist, d. h. vom Körper aufgenommen und zur Bildung des Zahndrörs verwendet wird. Sicherer ist es, den Kindern den phosphorsauren Kalk während dieser Zeit als Bestandtheil der Nahrung, wie er sich also in den Hülsenfrüchten vorfindet, darzubieten.

Eine Verehrerin des „Bazar“ in Hamburg. Man soll Kimber so lange als möglich kurz geschneitem Haar tragen lassen und zu regelmäßigen Zeiten dasselbe schneiden lassen; das ist namentlich für Mädchen wichtig.

Beforgte Abonnetin. Die angeführten Seifen sind unschuldige Hautseifen, die übrigens von jeder anderen guten Seife ersetzt werden können.

A. B. C. Ratibor. Wasser, welches bestimmt ist, monatlang in größeren hölzernen Gefäßen aufbewahrt zu werden, schält man vor dem Fauligwerden dadurch, daß man auf den Boden des Gefäßes alte eiserne Nägel oder andere Bruchstücke von Eisen bringt. Natürlich darf ein solches Wasser nicht zur Wäsche gebraucht werden, da diese sonst Rostflecke erhalten würde.

Mod-Matjes. Will man sich den zarten und doch wieder pikanten Geschmack eines Matjes-Rings auch zu einer Zeit verschaffen, in welcher es keine Matjes-Ringe gibt — und diese Zeit ist bekanntlich nicht von kurzer Dauer — so verfähre man folgendermaßen: Die Sardellen werden lauer gewaschen und durch Aufreiben von den Gräten befreit, dann entfernt man von einer Sardine (à l'huile) Gräten und Schuppen, bringt einen Theelöffel voll Del aus der Sardinenblische und etwa einen Eßlöffel voll feinstes Provencerdöl, sowie etwa 12 Stück Capern hinzu, schneidet und mischt Alles gehörig fein untereinander und bestreicht damit dünne Semmelschnitten. — Sardinen in Del lassen sich auch, und zwar in folgender Weise zu einem höchst wohlschmeckenden Frühstück-Salat verwenden: eine gewaschene Sardelle, eine Sardine, beide von Gräten befreit, ein Eßlöffel voll russischen Caviars, ein Stück Cervelatwurst von der Größe und Dicke eines Zweifelhäufchens, 6 Stück Capern und 3 Stück eingelegeter Oliven werden fein geschneitem, mit etwas Del aus der Sardinenblische gut durcheinander gemischt und wie der Mod-Matjes auf Semmelschnitten geschrien.

Verehrerin des Bazar. Nach der eingeleiteten Zeugprobe zu urtheilen, wird das Kleid nur die sogenannte chemische oder Trofkenreinigung vertragen; schicken Sie dasselbe z. B. an Judlin in Berlin.

Abonnetin aus Ostb. Nicht jede Kopfhaut ist für die Aufnahme von Beizmitteln gleich empfänglich, es kann daher der Gebrauch solcher Mittel dem Einen sehr bald, dem Andern erst nach längerer Zeit schädlich werden. Ein neuerdings unter dem Namen Tolma von Carlruhe aus verfaßtes Haarmittel enthält nur Glycerin, Wasser und etwas Schwefel, die Tolma von Ziegler in Heilbronn enthält nach einer Untersuchung, die vor etwa 2 Jahren gemacht wurde, ein Bleisalz.